
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

Januar 1/2002

Aus dem Inhalt

Ernst Pulsfort Gott kocht nicht mit Wasser	1
Kurt Koch Berufung ist ein Lebensprogramm	3
Klaus Vellguth Gedanken zur Firmpastoral	13
Holger Dörnemann / Annette Grundmeier Kirchenführungen als „pastorale Zwischenräume“	21
Alfred Etheber Pontifex maximus?	28
Leserbrief	29
Literaturdienst: Hubert Frankemölle (Hg.): Christen und Juden gemeinsam ins dritte Jahrtausend Markus Roentgen: 52 Wochen ein ganzer Mann	30

G 3212 E

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrer Dr. Ernst Pulsfort, Katholische Akademie in Berlin e.V., Hannoversche Str. 5, 10115 Berlin | Bischof Dr. Kurt Koch, Baselstr. 58, CH-04501 Solothurn | Klaus Vellguth, Postfach 1110, 52012 Aachen | Dr. Holger Dörnemann, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dr. Alfred Etheber, Bischöfliches Generalvikariat, Klosterplatz 7, 52062 Aachen

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans, Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof. Dr. Heinrich Jacob, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Pfarrer Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001 od. -7002, Fax (0221) 1642-7005

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im J.P.Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1, 50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 € incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft 2,80 € (Bestellung unter Tel.: 02 21/16 19-146) |

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Druckerei J.P.Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1, 50668 Köln

Ernst Pulsfort

Gott kocht nicht mit Wasser

Es ist auffällig, dass Tanzbälle, Konzerte und Feiern oft besser besucht werden, wenn ein recht hohes Eintrittsgeld anstatt eines nur symbolischen Obolus verlangt wird, gleichgültig, ob die preisgünstige Feier besser oder niveauvoller ist als die teure. Vergleichbares findet sich auch im Bereich des Religiösen. In der Regel haben diejenigen Sekten und religiösen Bewegungen, die strenge Disziplin von ihren Mitgliedern verlangen, weitaus mehr Resonanz als jene, die als freizügig und liberal gelten.

Was ist die Ursache dafür, dass Menschen ein Angebot – sei es eine Ware oder eine Religion – oft erst dann für erstrebenswert halten, wenn ihnen dafür entweder viel Geld oder massiver persönlicher Einsatz abverlangt wird?

Das Neue Testament überliefert eine Geschichte, die genau diese Frage trifft. Da steht Johannes in der Wüste: Ein Asket, der sich von Heuschrecken und wildem Honig ernährt; ein Mann, der den Leuten eine Predigt um die Ohren haut, die sich gewaschen hat. Keine netten, versöhnlichen Worte sind von ihm zu hören, sondern Drohungen mit der Hölle. Ausgerechnet zu diesem Verdammungsprediger Johannes kommen die Leute in hellen Scharen; nicht nur die Armen, auch Soldaten, reiche Zöllner, ja sogar Priester aus Jerusalem. Von ihm erwarten sie etwas: „Das Volk war voll Erwartung, und alle überlegten im stillen, ob Johannes nicht vielleicht selbst der Messias sei“ (Lk 3,15). Bis heute hat sich in diesem Punkt nicht viel geändert. Je größer einer seinen Mund aufreißt und je radikaler seine Thesen sind, um so mehr hält man ihn für den starken Mann. Ihm traut man zu, dass er

durch brachiale Kraftakte und mit einfachen, aber strammen Methoden verfahrenere Situationen klären kann.

„Ich taufe euch nur mit Wasser“ (Lk 3,16) – Das gibt Johannes allen zu verstehen, die in ihm den kommenden Messias sehen möchten. In dem, was er tut und vorzuschlagen hat, zeigt sich das Bemühen der Menschen aller Zeiten, sich selber – so gut es eben geht – zu reinigen, abzuwaschen und makellos zu machen. Es ist ein fast verzweifelt Bestreben, unser Dasein in Ordnung bringen zu wollen, unsere Taten korrekt und ordentlich zu lenken, unsere Seele und unser Gewissen hoch zu frisieren in einen Topfzustand moralischer Sauberkeit und Qualität. Und dennoch: So viel wir auch auf diesem Weg der Reinigung erreichen können durch moralische Leistung und fromme Werke, so viel „religiöses Eintrittsgeld“ wir auch zu zahlen bereit sind, es beginnt auf diese Weise nichts *wirklich* zu leben oder sich zu entwickeln.

Wie oft hört man Menschen klagen, obwohl ihr äußeres Dasein aufs Beste bestellt ist: – Geld ist da, die Familie ist in Ordnung, der Arbeitsplatz ist sicher, sie begehen keine Verbrechen, tun jeden Tag ihre Pflicht... Und dennoch kommt es sie an wie eine schleichende Verzweiflung, weil in all dem, was sie sind und haben, nichts wirklich lebt. Nichts ist da, was ihnen wirklich Halt und Richtung geben könnte oder was von innen her ihr Leben aufbrechen und gestalten würde. Was hat das alles überhaupt für einen Sinn? Diese Frage kann sich in einem festsetzen, so dass man sie nicht wieder los wird. Ist es erst einmal so weit gekommen, dann ist man schnell bereit, sich dem erstbesten

Führer hinzugeben, wenn er eine schnelle und möglichst einfache Antwort parat hält. Den Großmäulern traut die Mehrheit der Bürger in der Regel zu, die Ordnung wiederherzustellen: „Alle überlegten im Stillen, ob Johannes nicht vielleicht selbst der Messias sei. Doch Johannes gab ihnen allen zur Antwort: Ich taufe euch nur mit Wasser. Es kommt aber einer, der stärker ist als ich... Er wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen“ (Lk 3,15-16).

Johannes macht seinen Anhängern, die ihn zum Führer und Messias machen wollen, ganz klar deutlich: Um uns selber und um Gott finden zu können, bedürfen wir einer anderen Taufe als der selbstgemachten mit Wasser. Zu einem wirklich sinnvollen Leben gibt es keinen Zugang von unten; den Sinn unseres Lebens können wir nicht selber machen, und investierten wir noch so viel Kraft darin.

Genau an dieser Stelle liegt die Grenze der Botschaft des Johannes, und er selber weiß das. Er weiß es so sehr, dass er von seinem Tun und von sich selbst spricht wie von einem wertlosen Sklavendienst: „Ich bin es nicht wert, ihm die Schuhe aufzuschnüren“ (Lk 3,16).

Die Taufe mit Wasser, oder anders gesagt, die Anstrengung all unserer Kräfte, ist in Wirklichkeit nichts anderes als das Festhalten an dem Glauben an unsere eigene Größe, vergleichbar einem Turmbau zu Babel, durch den wir meinen, uns selbst zu Kindern Gottes machen zu können und auf diese Weise den Sinn unseres Lebens zu finden. Die Bibel drückt dieses Vertrauen in die eigenen Kräfte aus als eine Natur, die aus dem Blut gezeugt ist, die aus dem Willen des Mannes und dem Willen des Fleisches hervorgeht (vgl. Joh 1,13).- Wer aus Gott geboren werden will, d.h. wer einen Sinn in seinem Leben finden möchte, der nicht von eigener Hand zusammengezimmert und deswegen vergänglich ist, der muss aufhören, große Worte zu machen. Er muss lernen zu schweigen wie Johannes, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Und er muss lernen,

zu sprechen, wie Jesus sprach: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst, Gott“ (Mt 26,39). Erst der, der bereit ist, Gott aufzunehmen, wer bereit ist zu hören, für den wird der Himmel sich öffnen, und er wird die Stimme Gottes in seinem Leben wahrnehmen: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden“ (Lk 3,22).

Liebe Leserinnen und Leser,

den ersten Impuls für das neue Jahr setzt der Bischof von Basel, **Dr. Kurt Koch**, mit einer Reflexion über kirchliche Berufungspastoral – nicht im Sinne eines „her-stellenden“, sondern eines „dar-stellenden“ Handelns.

Klaus Vellguth, Referent bei Missio Aachen, regt zum Nachdenken über die Wege heutiger Firmpastoral an. Ihre Zielumschreibung als „religiöse Spurensuche im Leben der Jugendlichen“ in Zeiten „vorläufiger“ Entscheidungen darf als Impuls zur Diskussion verstanden werden.

Ein neuentdecktes Feld möglicher Tuchfühlung mit der Kirche sind Kirchenführungen. Chancen und praktische Gestaltungsmöglichkeiten stellen **Annette Grundmeier** und **Dr. Holger Dörnemann** vom Bildungswerk des Erzbistums Köln auf der Grundlage eines durchgeführten Projektes vor.

Dr. Alfred Etheber schließlich, zuständig für die Bildung und Weiterbildung der pastoralen Mitarbeiter/innen im Bistum Aachen, denkt angesichts der Währungsumstellung kritisch über die Bilderwelt des Euro und die sich dahinter verbergenden Denkwelten nach.

Eine anregende Lektüre am Beginn des Jahres 2002, das für Sie alle ein gesegnetes sein möge, wünscht Ihnen

Ihr



Berufung ist ein Lebensprogramm

Wegweisungen kirchlicher Berufungspastoral¹

I. Beruf und Berufung

Berufung ist eine Grundkategorie des Gott-Mensch-Verhältnisses und gehört in den größeren Zusammenhang des Bundes Gottes mit seinem Volk². Doch nicht nur diese Einsicht, sondern auch der in der Kirche in unseren Breitengraden grassierende Priestermangel hat dazu geführt, dass der sogenannten kirchlichen Berufungspastoral erneut Aufmerksamkeit geschenkt³ und über die theologische Grundkategorie der Berufung neu nachgedacht wird⁴. Dieser Kontext bestimmt freilich auch weitgehend die Art und Weise, wie diese Reflexion zu geschehen pflegt. Dies lässt sich an drei Beobachtungen verdeutlichen, die zugleich geeignet sind, in die umfassendere Thematik der Berufung einzuführen:

Wenn man *erstens* in der ursprünglichen Ausgabe des renommierten „Lexikon für Theologie und Kirche“ das Stichwort „Berufung“ sucht, findet man nur einen Artikel von F. Dander mit dem Titel „Berufung zum Priester- und Ordensstand“⁵. Diese Feststellung ist symptomatisch für eine vor allem in der neueren Zeit breitere Tradition in unserer Kirche, in der das Wort „Berufung“ fast ausschließlich für die „geistlichen Berufungen“ reserviert und in der deutlich unterschieden wurde zwischen den geistlichen Berufungen der sogenannten „Kirchen-Christen“ und den weltlichen Berufen der sogenannten „Welt-Christen“. Mit dieser Unterscheidung von geistlicher Berufung und weltlichem Beruf ist die erzchristliche Überzeugung von der Berufung aller Chris-

ten und Christinnen in Taufe und Firmung weitgehend in Vergessenheit geraten, die in der frühen Christenheit noch lebendig war. Damals wurden sowohl die berufliche Tätigkeit als auch der damit gegebene gesellschaftliche Ort der Getauften selbstverständlich als Wirklichkeit eines göttlichen Rufes verstanden. Diese Überzeugung ging vor allem mit der späteren volkskirchlichen Organisation des Christentums immer mehr verloren, weil das kirchlich-katechumenale Berufungschristentum immer mehr in ein gesellschaftlich-traditionales Volksschristentum transformiert wurde. Die frühchristliche Überzeugung von der Berufung aller Getauften ist lehramtlich erst auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil in ihrem vollen Gewicht wiederentdeckt worden.

Die frühere Konzentration des Gedankens der Berufung auf die geistlichen Berufungen wirkt *zweitens* auch heute noch nach, wenn beim Stichwort „Berufungspastoral“ vor allem an die Förderung von geistlichen und speziell priesterlichen Berufungen gedacht wird. Zwar gibt es in der Tat angesichts des teilweise dramatischen Priestermangels für die Kirche in vielen Ländern auch und gerade in Europa kaum eine wichtigere Aufgabe als die Pastoral der Berufungen.⁶ Dennoch darf dabei nicht in Vergessenheit geraten, dass die kirchliche Pastoral überhaupt nur Berufungspastoral sein kann. Denn die Pastoral der Kirche besteht im Kern darin, auf den vielfältigen Ruf Gottes zu hören und den Menschen zu helfen, ihre Antwort des Glaubens auf den persönlichen Ruf Gottes geben zu können.

Selbst bei den geistlichen Berufen ist *drittens* manchmal die Dimension der Berufung vor allem als Stunde des Anfangs bewusst und weniger als ein Sich-Einlassen auf eine lebenslange und wechselvolle Berufungsgeschichte, die Gott mit dem Berufenen führen will. Selbstverständlich ist bei jeder Berufung die Stunde des Anfangs entscheidend. Dabei kann es sich aber nicht einfach um einen Anfang handeln, den man hinter sich lassen könnte. Sonst besteht die große Gefahr, dass angesichts der vielfältigen Herausforderungen der pastoralen Arbeit die

Berufungsstunde des Anfangs überdeckt wird, so dass sich die ursprüngliche Berufung im Laufe der Zeit allein in einen Beruf hinein verflüchtigt oder gar zum pastoralen „Job“ degeneriert. Bei der Berufung geht es vielmehr um eine grundlegende Perspektive, die es durch das ganze Leben hindurch zu pflegen und zu entfalten gilt.

Wenn sich somit die Perspektive der Berufung nicht allein für die geistlichen Berufungen reservieren lässt, sondern für alle Getauften gilt, wenn die Pastoral der Kirche überhaupt eine Berufungspastoral ist und wenn die Berufung nicht nur die Stunde des Anfangs meint, sondern ein Lebensprogramm impliziert, dann kommt es entscheidend darauf an, dass vor aller Pastoral der Berufungen eine vertiefte Theologie und Spiritualität der Berufung entfaltet werden muss.⁷

II. Gottes schöpferischer Ruf und Blick

Eine biblisch fundierte Theologie der Berufungen geht davon aus, dass Berufung nicht erst eine Grundkategorie der Heilsgeschichte, sondern bereits der Schöpfungsgeschichte ist. Denn die elementare Aussage der biblischen Schöpfungstheologie zielt dahin, dass Gott ein rufender Gott ist, der in seinem Rufen schöpferisch wirksam ist. Das erste Kapitel der Genesis drückt diese schöpferische Macht Gottes mit dem Bild des Blickes aus: „Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht. Gott sah, dass das Licht gut war“ (Gen 1.3-4). Da die Kraft des Blickes Gottes darin besteht, dass er nicht bereits vorhandene Realität einfach anschaut, sondern dass dadurch, dass Gott anblickt, Realität allererst entsteht, schafft Gott, indem er blickt. In diesem grundlegenden Sinn ist der schöpferische Blick Gottes der Beginn einer jeden Berufung eines Geschöpfes in sein Dasein.

1. Ruf Gottes und Antwort des Menschen

In besonders zugespitzter Weise gilt dies für den Blick Gottes bei der Erschaffung des

Menschen. Indem Gott den Menschen ansieht, schenkt er ihm An-Sehen. Dies wird noch dadurch unterstrichen, dass sich bei der Erschaffung des Menschen der Blick Gottes verbalisiert, und zwar namentlich. Schon am Anfang eines jeden Menschenlebens ruft Gott den Menschen zu einem einzigartigen persönlichen Leben. Dieser Ruf Gottes ist der Notenschlüssel für die Melodie der kirchlichen Berufungspastoral insgesamt.

Der biblisch offenbare Gott ist ferner darin ein rufender Gott, dass er sich dem Menschen konkret zuwendet und von diesem gehört werden will. Bereits im Paradiesesgarten wendet sich der Herr Adam zu und ruft ihn: „Wo bist du?“ (Gen 3,8). Gott ruft Adam damit in seine unmittelbare Gegenwart, er ruft ihn vor sein Angesicht und er appelliert an dessen Verantwortung. Bereits bei Adam ist damit deutlich, dass die Berufung nicht bloß eine Angelegenheit des eigenen Wollens ist, sondern dass die Initiative immer von Gott ausgeht und auch ihm bleibend gehört. Gottes Ruf wartet deshalb auf Antwort dessen, der gerufen wird. Dies gilt zumal, wenn die göttliche Berufung dahin zielt, dass einer – wie Abraham – aus seiner angestammten Welt und aus seinem herkömmlichen Beruf herausgerufen wird.

Hinzu kommt, dass Gottes Ruf und schöpferischer Blick sich nicht nur und auch nicht zuerst auf den einzelnen bezieht, sondern seinem ganzen Volk gilt. Auch und gerade das messianische Wirken Jesu richtet sich auf die Sammlung der Zwölf Stämme Israels, für die die Berufung der Zwölf Apostel repräsentativ steht. Sofort mit dem Beginn seines öffentlichen Wirkens sammelt Jesus Jünger um sich und wählt aus den Jüngern seine Zwölf Zeugen aus. Von daher legt es sich nahe, mit dem katholischen Neutestamentler *Gerhard Lohfink* zu urteilen: „Die Person Jesu und die Figur der Zwölf sind das Neue am Neuen Testament.“⁸

Jesu Wirken zielt auf die Sammlung der alttestamentlichen Kahal und insofern auch auf die Entstehung einer neuen Gemeinschaft ab. Diese neue Glaubensgemeinschaft der Kirche lebt dabei nur dann im Geiste

Jesu, wenn sie nicht nur das *Wort* Gottes verkündet, sondern selbst ein Lebens-Ort Gottes ist. Dies ist die grundlegende Kirchenberufung Gottes. Christen und Christinnen sind von daher berufen, im eigentlichen Sinne Kirchenbewohner zu werden und nicht einfach gelegentliche Kirchenbesucher zu sein. Denn die Grundberufung des Christen ist die Grundzugehörigkeit zur Kirche, wie bereits der Kirchenvater *Tertullian* festgestellt hat: „Ein Christ ist kein Christ.“ Dabei ist es Gott selbst, der den einzelnen Menschen in die Glaubensgemeinschaft der Kirche beruft.

2. Berufung zum Christsein in der Taufe

Von daher kann man geradezu von einer Berufung zu einem kirchlichen Grundamt reden, das allen Gliedern der Kirche gemeinsam zukommt und das ihnen verliehen ist aufgrund der Taufe auf den Dreieinen Gott.⁹ Wie die Taufe das Fundament aller anderen Sakramente ist, so ist auch das mit der Taufe verliehene Amt der Bezeugung des Glaubens im alltäglichen Leben das Grundamt der Kirche, das alle in der Kirche – ob Laie, Diakon, Priester oder Bischof – am tiefsten miteinander verbindet. Dies hat Papst *Johannes Paul II.* in seinem Buch „Die Schwelle der Hoffnung überschreiten“ eindrücklich betont: „Wenn man gut nachdenkt, so bedeutet es wesentlich mehr, *Christ* zu sein als Bischof, selbst dann, wenn es sich um den Bischof in Rom handelt.“¹⁰

Von daher wird vollends einsehbar, dass sich die Perspektive der Berufung nicht auf die geistlichen Berufungen reduzieren lässt, sondern dass alle Getauften zur Gemeinschaft der Kirche berufen und in besonderer Weise gerufen sind, in den alltäglichen Lebensbeziehungen ein heiliges Leben zu führen. Diese Überzeugung von der Berufung aller Christen und Christinnen aufgrund der Taufe ist vom Zweiten Vatikanischen Konzil wiederentdeckt worden, wenn es von der allgemeinen Berufung zur Heiligkeit und speziell auch von einer „*vocatio propria*“ des Laien spricht.¹¹ Dabei ist es von

entscheidender Bedeutung, dass auch und gerade die Taufe nicht einfach nur am Anfang des christlichen Lebens steht, sondern dass sie den in der Taufe Berufenen durch sein ganzes Leben hindurch begleitet, so dass das christliche Leben als ganzes zu verstehen ist als eine lebenslange und alltägliche Einlösung der Taufe.

Die Berufung zur Nachfolge des Herrn in der Welt von heute ergeht an den einzelnen Menschen in der Taufe. In ihr geschieht nachösterlich dasselbe, das vorösterlich der Anschluss an Jesus durch die Nachfolge bedeutet hat. In der Taufe wird der Mensch berufen, mit Jesus Christus in enger Gemeinschaft zu leben. Diese Christuzugehörigkeit wird bestätigt in der Firmung als der persönlichen Annahme des Bundes der Taufe. Die Firmung ist deshalb das eigentliche Wurzelsakrament der kirchlichen Berufung und Sendung. Darauf weist bereits der liturgische Ritus der Firmung hin, der bemerkenswerte Parallelen zu den Riten der verschiedenen sakramentalen Weihen aufweist: Der Ritus der Firmung wird innerhalb der Eucharistiefeier am gleichen Ort vollzogen wie die Weihen, nämlich im Übergang zwischen Wortgottesdienst und Eucharistiefeier. Beide beginnen mit einer Befragung nach der Bereitschaft zum Bekenntnis des Glaubens und setzen sich fort in einem Gebet für die zu Firmenden oder die zu Weihenden. Beide erreichen ihren Höhepunkt in der Handauflegung, die begleitet wird von einer Chrisamsalbung. Und beide werden mit dem Friedensgruß abgeschlossen. Wenn wir diesen offensichtlichen Parallelismus bedenken, dann ist die Firmung die „Weihe zum allgemeinen Priestertum aller Getauften“¹² und das Wurzelsakrament der kirchlichen Berufung und Sendung.

III. Berufung zum priesterlichen Dienst

Taufe und Firmung sind das sakramentale Fundament aller kirchlichen Berufung. Auf diesem sakramentalen Fundament ruht auch das Amtspriestertum auf, das ganz im Dienst

des Taufpriestertums steht und ihm zu helfen hat, als Getaufte zu leben. Als Getaufte leben aber heißt versöhnt leben. Priesterlicher Dienst ist deshalb im Kern das Amt der Versöhnung. Ihm kommt die Aufgabe zu, „die von Gott in Jesus Christus schon geschehene Versöhnung, also die Einheit von Gott und Mensch und daraus entspringend die Einheit der Menschen untereinander (und die Einheit im eigenen Herzen) weiterzuvermitteln, so dass sie für alle Menschen und Zeiten wirksame Gegenwart werden kann“¹³.

1. Berufener Dienst an Berufungen

Von daher kann man verstehen, dass das kirchliche Amt immer die Berufung zum Dienst am Taufpriestertum aller Berufenen voraussetzt und dass der Diakonat nicht einfach eine Übergangsstufe zum Priestertum ist, sondern das Fundament aller kirchenamtlichen Berufungen und deshalb die entscheidende Prägung aller weiteren Weihestufen darstellt. Von daher wird aber auch einsehbar, warum das Zweite Vatikanische Konzil den Unterschied zwischen dem Taufpriestertum und dem Amtspriestertum gerade nicht auf der glaubensexistenziellen Ebene der Berufung, sondern auf der objektiv-theologischen Ebene der Beauftragung gesehen hat: „Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum des Dienstes, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich zwar dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach. Dennoch sind sie einander zugeordnet: das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil.“¹⁴ Demgemäß gibt es im Verhältnis zwischen Taufpriestertum und Amtspriestertum zwei ekklesiale Formen der Teilhabe am einen Priestertum Christi, einen substanziellen Vorrang des Taufpriestertums, weil das Amtspriestertum in dessen Dienst steht, und einen wesensmäßigen und nicht bloß graduellen Unterschied zwischen beiden Formen der Teilhabe am einen Priestertum Christi.

Aus dieser dreifachen Schau ergibt sich für die Berufung des Priesters die Grundspannung von „In-Sein“ und „Gegenüber-Sein“ des Priesters in und zur Gemeinde, und zwar in dem Sinne, dass der ordinierte Amtsträger inmitten der Gemeinde als eines ihrer getauften Glieder lebt und dass er gegenüber der Gemeinde als sakramentales Zeichen des Primates Jesu Christi in Erscheinung tritt und wirkt. Diese Grundspannung von „In-Sein“ und „Gegenüber-Sein“ ist bereits von *Augustinus* im Blick auf sein eigenes Bischofsamt klassisch so formuliert worden: „Wo mich erschreckt, was ich für euch bin, da tröstet mich, was ich mit euch bin. Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ. Jenes bezeichnet das Amt, dieses die Gnade. Jenes die Gefahr, dieses das Heil.“¹⁵

Beide Dimensionen gehören in der priesterlichen Berufung unlösbar zusammen. Denn der Priester repräsentiert nicht nur Christus gegenüber der Gemeinde. Er ist vielmehr auch der sakramental ordinierte Repräsentant der Kirche: Das ordinierte Amt ist auf der einen Seite *christologisch* geprägt, und zwar aufgrund von Weihe und Sendung, und von daher dazu bestimmt, Jesus Christus in seinem Heilswerk in Wort und Heiligung sakramental zu vergegenwärtigen, also „in persona Christi“ zu handeln und der ganzen Glaubensgemeinschaft gegenüber Christus als den Herrn der Kirche zu repräsentieren. Auf der anderen Seite ist das ordinierte Amt aber auch *pneumatologisch* geprägt und dazu bestimmt, „in persona ecclesiae“ zu handeln und die Glaubensgemeinschaft der Kirche vor Gott und vor der Welt zu repräsentieren. In pneumatologischer Sicht steht das Amt deshalb mitten im Lebensgefüge der Kirche als ihr amtliches Organ, um den Glauben der Kirche zu bezeugen, den priesterlichen Charakter des ganzen Gottesvolkes darzustellen und die vom Heiligen Geist gewirkte Einheit der Kirche zu vergegenwärtigen.

Werden diese beiden Dimensionen voneinander getrennt, kommt es zu Gleichgewichtsstörungen. Denn will ein Priester nur christologisch „für“ sein, dann dementiert er

das „In-Sein“ im gemeinsamen Taufpriestertum und droht ein christomonistischer Monarch zu werden. Will ein Priester aber nur pneumatologisch „in“ – im verräterischen Doppelsinn dieses Wortes! – sein, dann verleugnet er seine amtliche Sendung der sakramentalen Repräsentation Jesu Christi und droht ein pneumatomonistischer Demokrat oder ein reiner Zeitgeistlicher zu werden.

Um beide Versuchungen überwinden zu können, muss das ordinierte Amt in der Grundspannung von pneumatologischem „In-Sein“ und christologischem „Gegenüber-Sein“ in einer glaubwürdigen trinitarischen Vermittlung leben, dergemäß das Volk Gottes aufgrund des zwei-einen Wirkens von Christus und Geist „von vorneherein und nicht erst nachträglich eins ist in der Differenz verschiedener Dienste, in denen das Amt als Amt gegenüber dem Laientum die Sendung Christi sakramental zu vergegenwärtigen hat“¹⁶. In dieser trinitarischen Vermittlung gehören beide Dimensionen unlösbar zusammen, da das ordinierte Amt gesandt ist, auch und gerade in seiner Einwurzelung im Volk Gottes in der liturgischen Versammlung dem unsichtbar gegenwärtigen und an seiner Gemeinde handelnden dreieinen Gott Mund und Hand zur Verfügung zu stellen.

2. Berufung zum Mit-IHM-Sein und zur Sendung

Soll diese doppelte Sendung gelingen, besteht die unabdingbare Voraussetzung darin, dass der Priester selbst in einer intensiven wie intimen Gemeinschaft mit Christus lebt. Dabei legt sich die Erinnerung nahe, dass bereits Jesus seine Jünger in erster Linie nicht beruft, um sie zu senden, sondern dass sie bei ihm seien: „Jesus stieg auf einen Berg und rief die zu sich, die er erwählt hatte, und sie kamen zu ihm. Und er setzte zwölf ein, die er bei sich haben und die er dann aussenden wollte, damit sie predigen und mit seiner Vollmacht Dämonen austreiben“ (Mk 3,13-14).

Es handelt sich also um eine zweifache Berufung.¹⁷ Die erste Berufung könnte man das apostolische Leben der Zwölf mit Jesus – „vita apostolica“ – nennen, die zweite Berufung könnte man als apostolische Sendung der Zwölf in die Welt – „missio apostolica“ – bezeichnen. Nicht nur gehören beide Berufungen unlösbar zusammen, sondern es gibt auch eine eindeutige Reihenfolge: Die Berufung zur apostolischen Sendung folgt der Berufung zum apostolischen Leben. In diese Richtung weist das Markusevangelium sehr deutlich. Jesus sendet die Zwölf zwar aus: „Er rief die Jünger zu sich und sandte sie aus, jeweils zwei zusammen“ (Mk 6,7). Aber schon sehr bald kehren die Jünger wieder zu Jesus zurück: „Die Apostel versammelten sich wieder bei Jesus und berichteten ihm alles, was sie getan und gelehrt hatten. Da sagte er zu ihnen: Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht ein wenig aus“ (Mk 6,30-31a).

Wenn wir den Aufbau des Markusevangeliums ernstnehmen, dann wäre die Berufung zum Mit-Sein mit Jesus unterbelichtet oder gar missverstanden, würde sie nur im Sinne einer vorläufig begrenzten Zeit der Zurüstung zur Sendung verstanden, gleichsam als Grundkurs oder Seminar, nach dem erst dann das Eigentliche käme, nämlich die Zeit, in der die Zwölf als apostolische Einzelkämpfer unterwegs und im Einsatz sind. Es verhält sich vielmehr umgekehrt: Die Sendung der Zwölf spielt im Aufbau des Markusevangeliums keineswegs eine größere, sondern eher eine kleinere Rolle als das unablässige Ringen der Zwölf um das Mit-Sein mit Jesus. Apostolisches Leben und apostolische Sendung sind im Markusevangelium „nicht zwei einander ablösende Zeitabschnitte, sondern zwei ineinandergreifende Daseinsweisen des Zwölferkreises, von denen die zweite die erste stets voraussetzt“¹⁸.

Entgegen dieser klaren Prioritätenordnung ist freilich im Laufe der Geschichte bis auf den heutigen Tag immer wieder die Versuchung festzustellen, der apostolischen Sendung den Vorrang vor dem apostolischen Leben einzuräumen. Dies zeigt sich in der

Kirchengeschichte darin, dass das apostolische Amt der Sendung nie gefehlt hat, dass aber das apostolische Leben in ihr immer wieder und immer mehr zurückgetreten ist oder einfach als Spezialität den Orden und Geistlichen Kommunitäten zugewiesen worden ist. Doch genau in dieser Fehlentwicklung erblickt *Gerhard Lohfink* die tiefste Wurzel der gegenwärtigen Krise im kirchlichen Leben: „Dass die Kirche heute noch lebt, verdankt sie dem apostolischen Amt. Dass sie lebend dahinkränkele, hat im Schwinden des apostolischen Lebens seine Ursache.“¹⁹

Diese schonungslose Diagnose ist Grund genug, unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Berufung zum Mit-Sein auch und gerade des Priesters heute mit Jesus, auf die *vita apostolica*, hin zu konzentrieren.²⁰ Denn der Priester kann nur dann den Weg Jesu Christi zu den Menschen heute mitgehen und sie hilfreich begleiten, wenn er selbst zunächst mit dem Auferstandenen lebt. Solche *vita apostolica* ist notwendig, damit der Priester glaubwürdig seiner Gemeinde gegenüber Christus und sein Wirken sichtbar darstellen und repräsentieren kann.

3. Berufung zu einem priesterlichen Lebensstil

Für diese Berufung steht das Zeichen der sakramentalen Ordination. Es bringt zum Ausdruck und bringt der ganzen Kirche in die Erinnerung, dass das Entscheidende in der Kirche nicht vom Menschen her geschieht, sondern von Christus her. Der Priester ist deshalb berufen und verpflichtet, diesen elementaren Geschenkcharakter im kirchlichen Leben zu versichtbaren und zu repräsentieren. Denn das sakramental ordinierte Amt ist, wie ein ökumenisches Dokument mit Recht betont, das „Zeichen der Priorität der göttlichen Initiative und Autorität im Leben der Kirche“²¹.

Was in der sakramentalen Ordination von Christus her geschehen ist, muss sich aber im alltäglichen Leben des Priesters ausfallen in der lebenslänglichen Bewährung der

Berufung zu einem spezifisch priesterlichen Lebensstil. Was dieser konkret bedeutet, will ich dadurch zu verdeutlichen versuchen, dass ich jene zwei elementaren Herausforderungen namhaft mache, vor denen wir heute in der Kirche in zugespitzter Weise stehen, mit denen freilich bereits Paulus zu tun hatte. Dabei zu entdecken, in welchem Licht Paulus diese Herausforderungen wahrgenommen hat und wie er mit ihnen umgegangen ist, kann sich uns als tröstliche Wegweisung ergeben.

a) Konzentration auf Christus als Fundament

Unsere Kirche macht heute *erstens* manchmal den Eindruck, dass man sich in ihr weniger mit der Botschaft des Evangeliums auseinandersetzt als vielmehr mit jenen Personen, die der Kirche vorstehen und sie leiten, und zwar auf allen Ebenen. Darin besteht die Gefahr einer rein menschlichen Sicht der Kirche und ihrer Leitung. In dieser menschlichen – Paulus redet von „fleischlich gesinnten“ – Einschätzung pflegt man sich wie in der Politik und in der Öffentlichkeit auf rein menschliche Autoritäten zu berufen und den sogenannten großen Namen anzuhängen. Dies war freilich, wie aus den Briefen des Paulus ersichtlich ist, bereits in Korinth der Fall, wo diese Namen damals Paulus und Apollos hießen.

Hinter diese offensichtlich schon damals übliche Konzentration auf die menschlichen Personen in der Kirche setzt Paulus aber ein kräftiges Fragezeichen: „Was ist denn Apollos? Und was ist Paulus?“, um auf diese Frage sofort die entscheidende Antwort zu geben: Sie sind „Diener, durch die ihr zum Glauben gekommen seid“, und zwar „jeder, wie es ihm der Herr gegeben hat“: „Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen, Gott aber ließ wachsen. So ist weder der etwas, der pflanzt, noch der, der begießt, sondern nur Gott, der wachsen lässt. Wer pflanzt und wer begießt: beide arbeiten am gleichen Werk, jeder aber erhält seinen besonderen Lohn, je nach der Mühe, die er aufgewendet hat. Denn wir sind Gottes Mitarbeiter, ihr seid Gottes Ackerfeld, Gottes Bau“ (1 Kor 3,5-9).

Paulus macht damit unmissverständlich deutlich, dass das Wachstum allein von Gott kommt. Priesterliche Arbeit kann deshalb nur im Pflanzen und Begießen bestehen und darin, der ganzen Kirche in Erinnerung zu halten, dass Gott allein wachsen lässt. Nimmt man diese hellsichtigen Perspektiven des Paulus ernst, dann müsste nicht nur die heute durchschnittliche Pastoral des Erfolgs, von der wir uns insgeheim immer wieder leiten lassen, überdacht und von einer Pastoral des Pflanzens und Begießens abgelöst werden. Es müsste vielmehr auch deutlich im Bewusstsein der kirchlichen Diener präsent sein, dass Gott das Wachstum gibt und dass folglich er der eigentliche „Leiter der Kirche“ ist. Von daher sind wir zu einer Neubesinnung auf den Stil des priesterlichen Dienstes herausgefordert. Die entscheidende Frage wird dabei nur heißen können, wer das eigentliche Subjekt des priesterlichen Wirkens ist: Ist all das, was wir in unserer alltäglichen Arbeit tun, einfach unser Werk und unsere Leistung? Oder sind wir nur die Werkzeuge Jesu Christi, des einen Herrn der Kirche, der uns als „Durchgangsstationen“ für sein Wirken in Dienst nehmen will?

Allein in dieser Grundhaltung kann pastorale Verantwortung in der Kirche wahrgenommen werden. Davon legt der Erzbischof von Brüssel, Kardinal *Frans Daneels*, ein schönes Zeugnis ab. Während eines Gespräches mit Verantwortlichen der Arche sagte er: „Wenn ich von einem langen Arbeitstag nach Hause komme, gehe ich in die Kapelle und bete. Ich sage dem Herrn: ‚Das reicht für heute, jetzt ist es genug. Jetzt wollen wir mal ernsthaft miteinander reden: Ist das Deine Diözese oder meine?‘ Der Herr antwortete mir dann: ‚Was meinst du?‘ Ich antwortete dann: ‚Ich meine, es ist deine.‘ ‚Das stimmt‘, sagt mir der Herr, ‚es ist meine‘. Und ich sage ihm: ‚Gut, Herr, dann übernimm du die Verantwortung für die Diözese und ihre Leitung. Ich gehe jetzt schlafen.‘“ Und der Kardinal fügte noch hinzu: „Das gilt für Eltern genauso wie für die Verantwortlichen einer Diözese oder einer Gemeinschaft.“ Ja, dies gilt für alle im pastoralen Dienst der Kirche; in besonderer Weise

freilich liegt darin die spezifische Berufung des Priesters.

b) *Konzentration auf das Wachstum Gottes*

Paulus besteht darauf, dass Gott selbst das Wachstum gibt und dass unsere Aufgabe allein im Pflanzen und Begießen besteht. Doch auch diese Grundüberzeugung des Paulus steht quer zur heutigen Mentalität in der Gesellschaft und selbst in der Kirche. Denn heute haben wir uns *zweitens* angewöhnt, uns aufs Machen zu verstehen und uns aufs Machen zu verlassen. „Wie macht man das?“ Dies ist auch im Lebensraum der Kirche zur alles entscheidenden Leitfrage geworden. Und sobald man weiß, wie man es macht, hindert einen nichts und niemand daran, es eben zu machen. Auf jeden Fall ist auch in der heutigen Kirche das Handeln und Machen groß geschrieben. Als Legitimation dafür pflegen wir uns mit unseren erworbenen Qualifikationen zu empfehlen.

Mit dieser angeblich so modernen Mentalität hatte sich freilich wiederum schon Paulus auseinanderzusetzen, wenn er den Korinthern gegenüber als Konsequenz seiner Konzentration auf das „Pflanzen und Begießen“ im 2. Korintherbrief einschärft, dass sie sich selbst nichts zuschreiben können, weil sie zu so großem Vertrauen auf Gott gar nicht fähig sind. Unsere Befähigung stammt vielmehr von Gott: „Er hat uns fähig gemacht, Diener des Neuen Bundes zu sein“ (2 Kor 3,6). Denn es ist Gott selbst, der uns qualifiziert. Dies mindert selbstverständlich nicht den Wert unserer menschlichen und pastoralen Qualifikationen. Ganz im Gegenteil; wer von uns wollte verleugnen, was er seiner menschlichen Bildung und theologischen Ausbildung verdankt? Bei allem Wert dieser menschlichen Qualifikationen und Zeugnisse bleiben wir aber auf der anderen Seite stets darauf angewiesen, dass Gott uns das Zeugnis ausstellt, dass Er uns für tauglich erklärt und dass Er uns in seinen Dienst nimmt.

Wenn Gott uns qualifiziert, dann kann die alles entscheidende Frage im priesterlichen Dienst nicht heißen: „Wie *macht* man das?“.

Die grundlegendere Frage muss dann vielmehr heißen: „Kann man das überhaupt?“ Dies ist jene Frage, die der große reformierte Theologe *Karl Barth* in seiner damals ebenso schwierigen Situation emphatisch gestellt hat. In seinem berühmt gewordenen Vortrag „Not und Verheißung der christlichen Verkündigung“ schreibt er: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben. Das ist unsere Bedrängnis. Alles andere ist daneben Kinderspiel.“²²

Die dialektische Theologie *Karl Barths* mit ihren steilen Formulierungen ist zweifellos in der Zwischenzeit auch in ihrer Schwäche durchschaut worden. Aktuell geblieben aber ist bis auf den heutigen Tag ihre Stärke; und diese liegt in der Leidenschaft für Gott, die sich in den bohrenden Fragen ausdrückt: Wie können wir es als Menschen überhaupt wagen, von Gott zu reden? Kann man Gottes Wort überhaupt in unseren menschlichen Mund nehmen? Woher bekommt unser theologisches Reden von Gott sein Recht und seine Vollmacht? Wie ist es uns möglich zu verhindern, dass wir einfach über Gott reden und unsere Verkündigung schließlich zum Gottesgeschwätz verkommt? Und wie können wir das Wirken Gottes in den sakramentalen Zeichen glaubwürdig vergegenwärtigen?

Es wäre gut, wenn wir uns in unserer pastoralen Arbeit von diesen bohrenden Fragen immer wieder bewegen lassen. Von daher würde gewiss auch neu einsichtig werden, dass wir stets zunächst empfangen müssen, was wir uns überhaupt nicht selbst besorgen können, und dass wir uns nicht krampfhaft darum bemühen müssen, selbst groß herauszukommen, dass unsere Verantwortung vielmehr darin liegt, dass Gott in unserem Handeln durchkommen kann. Denn wir empfangen, was Gott uns schenkt. Er qualifiziert uns.²³

Diese Glaubensüberzeugung glaubwürdig zu leben, macht die besondere Berufung des Priesters aus, der im Dienst Jesu Christi als

des einen Pastors seiner Kirche steht. Alle menschlichen „pastores“ können demgegenüber nur den Sinn haben, mit ihrer seelsorgerlichen Tätigkeit den einen Pastor der Kirche sichtbar darzustellen. Mit ihrem pastoralen Handeln können sie nur ausdrücken und symbolisieren, was Christus selbst tut. Pastorales Wirken ist deshalb nicht *her-stellendes* Handeln, dessen Hauptkriterium in der Effizienz liegt, wie freilich moderne Wortschöpfungen wie „Pastoralkonzepte“ und „Seelsorgestrategien“ zeigen. Pastorales Wirken ist vielmehr *dar-stellendes* Handeln, das sichtbar macht, was vor-gegeben ist, nämlich das pastorale Wirken des einen Pastors Jesus Christus in und an seiner Kirche.

c) *Eucharistische Lebenskultur*

Konzentration auf Christus als Fundament statt auf die menschlichen Personen und Konzentration auf das Wachstum Gottes statt auf unser „Pflanzen und Begießen“: Dies sind die beiden Wegweiser, die Paulus uns gibt. Um diese doppelte Überzeugung nicht nur vertreten, sondern auch glaubwürdig bezeugen zu können, ist der Priester berufen und verpflichtet, all das, was er amtlich an Christi statt tut, in sein Leben und durch sein Leben zu übersetzen. In allem, was der Priester als berufener Zeuge dafür, dass Christus in seiner Kirche gegenwärtig ist, tut, muss er deshalb auf den Herrn hin transparent sein, und dies heißt: er muss ein durch und durch eucharistischer Mensch sein. Wenn nämlich die Eucharistie Quelle, Mitte und Höhepunkt des kirchlichen Lebens ist, dann muss sie auch die Lebensmitte des priesterlichen Dienstes sein. Und dieser muss geprägt sein von einer „eucharistischen Lebenskultur“, die *Karl Hillenbrand* so umschreibt: Die Eucharistie ist „der ‚innerste Punkt‘ im Tagesgeschehen, der das ‚Rad der Zeit‘ zusammenhält, der Bezugspunkt, auf den alles einzelne Tun des Priesters hingeeordnet ist und von dem her es erst möglich und sinnvoll wird. Denn sonst drohen Einzelaktivitäten beziehungslos zu werden, indem offizielles Tun und persönliches

Handeln auseinanderdriften, weil die Eucharistie als innerster Punkt nicht mehr in dauerhafter Verbindung mit all dem steht, was doch eigentlich erst aus der dort gefeierten Hingabe Jesu heraus möglich wird: Gemeinschaft in den verschiedensten Lebensbereichen.“²⁴

Die Eucharistie ist die entscheidende Schule der Berufung im priesterlichen Leben und Wirken. Denn der große und erschreckende Auftrag der Eucharistie besteht darin, dass der Priester mit dem Ich Christi sprechen darf und deshalb berufen ist, immer neu auf diese Identifikation mit Christus zuzugehen. Nur so ist der Priester fähig und bereit, im Dienst am eucharistischen Wunder der Überbietung zu stehen. Dieses wurde sichtbar im irdischen Leben Jesu und trat vor allem bei der Brotvermehrung zu Tage: Die Jünger haben zwar eine Brotzeit bei sich, nämlich fünf Brote und zwei Fische. Dies ist ganz gewiss nicht viel. Wenn dieses Wenige aber von der Liebe Jesu Christi berührt wird, reicht es für alle Menschen, ja sogar für Tausende, die bei Jesus sind. Dieselbe Erfahrung eines schönen Zusammenspiels von unserem menschlichen Beitrag und dem göttlichen Wunder dürfen wir auch heute immer wieder in der Feier der Eucharistie machen. Wir kommen mit unseren Gaben, die die erneuerte Liturgie als „Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“ deutet. Wir bringen dem Herrn Brot, und in seinen Händen wird daraus das Brot des ewigen Lebens.

Wiederum ereignet sich die unerhörte Überbietung wie bei der Brotvermehrung: Unser Brot wird sein Leib, damit sein Leib unser Brot wird. Christus schenkt uns in der Eucharistie seine Gegenwart und lädt uns zur Begegnung mit ihm ein. Es muss sich deshalb von selbst verstehen, dass wir Menschen da nicht unvorbereitet kommen können. Wir haben vielmehr etwas mitzubringen. Christus braucht unseren Beitrag, um das Wunder seiner Gegenwart wirken zu können. Und dieses Wunder besteht darin: Was in keinem Verhältnis zueinander steht – unsere Gaben und das Wunder der Brotvermehrung in der Eucharistie –, dies wird von

Christus in ein gutes Verhältnis gebracht in der Verwandlung, die er an der Frucht unserer Arbeit vollzieht. Darin geschieht die große Brotvermehrung der Eucharistie. Und in ihrem Dienst zu stehen, macht die besondere Berufung des Priesters als eines eucharistischen Menschen aus.

IV. Berufung des Kleinen

Von daher leuchtet erst recht das Geheimnis der göttlichen Berufung auf: Gott beruft uns Menschen, aber er erwartet auch von uns unseren Beitrag, nämlich unser Leben, damit er an uns und durch uns sein Wunder wirken kann. In besonderer Weise sind Priester berufen, ihr Leben gleichsam als sakramentale „Materie“ zur Verfügung zu stellen, damit Christus in den Sakramenten der Kirche wirken kann. Im Licht dieses eucharistischen Geheimnisses der göttlichen Überbietung wird auch jenes Grundprinzip sichtbar, das in der Geschichte der göttlichen Berufungen wirksam ist und das Kardinal *Joseph Ratzinger* „das Wählen des Kleinen“ genannt hat. Denn das Wählen des Kleinen ist überhaupt charakteristisch für die Berufungsgeschichte Gottes mit uns Menschen.²⁵

Diese Geschichte beginnt schon damit, dass Gott die *Erde*, dieses Staubkorn im Weltall, zum Schauplatz seines rettenden Handelns ausgewählt hat. Auf dieser kleinen Erde hat Gott *Israel*, ein politisch praktisch machtloses Volk, dazu auserwählt, der entscheidende Träger seiner Geschichte mit uns Menschen zu sein. Und in Israel ist es *Bethlehem*, außerhalb des Ortes, das Gott gewählt hat, um uns Menschen nahe zu sein. Gottes Wahl für das Kleine verwirklicht sich aber auch immer wieder in der Berufung von Menschen, wie bereits Paulus unmissverständlich betont: „Seht doch auf eure Berufung, Brüder! Da sind nicht viele Weise im irdischen Sinn, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme, sondern das Törichte in der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen, und das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke

zuschanden zu machen. Und das Niedrige in der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt: das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zu vernichten, damit kein Mensch sich rühmen kann vor Gott“ (1 Kor 1.26-29).

In diesen emphatischen Worten des Paulus liegt nicht nur der schönste Trost für den priesterlichen Dienst in seinen gerade heute zahlreichen Herausforderungen, Beschwerden und Infragestellungen. Von diesen Worten her eröffnet sich vielmehr auch eine hilfreiche Perspektive für die spezifisch priesterliche Berufungspastoral. Für den glaubenden Menschen versteht es sich zwar von selbst, dass für die Weckung geistlicher Berufe der Heilige Geist erstzuständig ist. Da der Heilige Geist aber zumeist durch andere Menschen ruft und beruft, kommt es bei der Weckung und Förderung von priesterlichen Berufungen auch auf die Verantwortung des Volkes Gottes und dabei in spezifischer Weise auf die Begeisterungsfähigkeit der Priester selbst an. Diesbezüglich stellt sich die letztlich entscheidende Frage, ob heutige Priester junge Menschen für die priesterliche Berufung zu begeistern vermögen, oder ob sie sich mehr in Zurückhaltung als in überzeugender Werbung üben. Dann freilich müsste man das Problem der heutigen Berufungspastoral mit *Peter Klasvogt*, dem Regens des Erzbischöflichen Priesterseminars Paderborn, auf diese Kurzformel bringen: „Es gibt viele Samuels, aber wenige Elis.“²⁶

In der Tat ist der große Priestermangel in der Kirche hierzulande zunächst auch eine Anfrage an uns Priester, wie es um unsere Berufung steht und ob wir unsere priesterliche Berufung wirklich als ein Lebensprogramm verstehen und realisieren. Denn die Begeisterungsfähigkeit für den priesterlichen Beruf dürfte nicht unwesentlich vom Selbstverständnis der eigenen Berufung abhängen. Darüberhinaus ist der Priestermangel auch eine elementare Rückfrage an unsere Gemeinden und an die einzelnen Christen, ob sie ihr eigenes Christwerden und Christsein als ihre Berufung realisieren und als Getaufte leben. Denn „nur dann werden wir wieder mehr Berufungen zum geistlichen Leben und

zum kirchlichen Dienst finden, wenn die elementare Berufung zum Christsein in ihrer Tiefe und in ihrer Strahlkraft wiederentdeckt wird. Nur aus der Quelle des neuen Lebens, das in der Taufe mitgeteilt wird, erfließen die Charismen, Dienste und Ämter für die Kirche.“²⁷

Diese hellsichtigen Worte von Kardinal *Karl Lehmann* machen deutlich, dass eine Verlebendigung des Taufbewusstseins zu den ersten pastoralen Prioritäten in der heutigen Kirche gehört und dass kirchliche Pastoral überhaupt Berufungspastoral ist. Wenn nämlich der Kern der Seelsorge darin besteht, den Menschen zu helfen, auf den Ruf Gottes in ihrem eigenen Leben zu hören, und ihnen ebenso zu helfen, ihre ureigene Antwort auf diesen Ruf Gottes geben zu können, dann ist kirchliche Berufungspastoral ein durch und durch mystagogisches Geschehen. Solche mystagogische Seelsorge, die sich als berufener Dienst an den in der Taufe Berufenen versteht und vollzieht, ist das Gebot der Stunde in der keineswegs leichten Situation der heutigen Kirche.

Anmerkungen:

- ¹ Referat am Priestertag der Diözese Aachen am 25. Juni 2001.
- ² Vgl. W. Pannenberg: Die Bestimmung des Menschen. Menschsein, Erwählung und Geschichte. Göttingen 1978.
- ³ Vgl. Brief der Schweizer Bischöfe an die Gläubigen zu ihrer Mitverantwortung für die Förderung von Priesterberufungen (Dokumente der Schweizer Bischöfe 6). Freiburg/Schweiz 1998.
- ⁴ Vgl. G. Greshake (Hg.): Ruf Gottes – Antwort des Menschen. Zur Berufung des Christen in Kirche und Welt. Würzburg 1991.
- ⁵ LThK II, 284-285.
- ⁶ Vgl. J. Kerkhofs / P. M. Zulehner (Hg.): Europa ohne Priester. Düsseldorf 1995.
- ⁷ Vgl. K. Lehmann: Grundzüge einer Theologie und Pastoral der Berufungen, in: Neue Berufungen für ein neues Europa. Kongress über die Berufungen zum Priestertum und zum gottgeweihten Leben in Europa. Rom, 5. bis 10. Mai 1997. Dokumentation. Wien o. J., 33-43.
- ⁸ G. Lohfink: Gottes Volksbegehren. Biblische Herausforderungen. München 1998, 259.
- ⁹ Vgl. K. Koch: Kirche der Laien? Plädoyer für die göttliche Würde des Laien in der Kirche. Freiburg/Schweiz 1991.

- ¹⁰ Johannes Paul II.: Die Schwelle der Hoffnung überschreiten. Hamburg 1994, 42.
- ¹¹ Vgl. Lumen Gentium, Nr. 31b. Vgl. B. Fraling: Eigene Berufung des Laien, in: E. Klinger und R. Zerfass (Hg.): Die Kirche der Laien. Eine Weichenstellung des Konzils. Würzburg 1987, 107-124.
- ¹² P. Henrici: Die Firmung – das Sakrament des Heiligen Geistes, in: Internationale Katholische Zeitschrift *Communio* 27 (1998), 123-130, zit. 130.
- ¹³ G. Greshake: *Priester sein in dieser Zeit. Theologie – Pastorale Praxis – Spiritualität*. Freiburg i. Br. 2000, 69.
- ¹⁴ Lumen Gentium, Nr. 10.2.
- ¹⁵ Augustinus, *Sermo* 340, 1 = PL 38, 1483.
- ¹⁶ G. Greshake: a.a.O., 133.
- ¹⁷ Vgl. K. Koch: Mit Ihm sein und in die Welt gesandt werden. Spirituelle Impulse für den kirchlichen Dienst, in: *Anzeiger für die Seelsorge* 198 (1999), 411-417.459-465.
- ¹⁸ G. Lohfink: Braucht Gott die Kirche? Zur Theologie des Volkes Gottes. Freiburg i. Br. 1998, 220.
- ¹⁹ Ebd. 218-219.
- ²⁰ Vgl. K. Koch: *Leben mit dem, der lebt. Perspektiven priesterlicher Weggefährtschaft im Licht von Johannes 21*, in: P. Klasvogt / K. Koch (Hg.): *Priester – Visionär und Realist. Zur prophetischen Dimension des geistlichen Amtes*. Paderborn 2001, 147-176.
- ²¹ *Das geistliche Amt in der Kirche*. Herausgegeben von der Gemeinsamen römisch-katholischen / evangelisch-lutherischen Kommission (Paderborn – Frankfurt a. M. 1981), Art. 20.
- ²² K. Barth: *Not und Verheißung der christlichen Verkündigung*, in: J. Moltmann (Hg.): *Anfänge der dialektischen Theologie I*. München 1967, 199.
- ²³ Vgl. F. Kamphaus: *Gott erleben. Zur Identität des Priesters*, in: R. Liggerstorfer/B. Muth-Oelschner (Hg.): *(K)Ein Koch-Buch. Anleitungen und Rezepte für eine Kirche der Hoffnung*. Festschrift zum 50. Geburtstag von Bischof Dr. Kurt Koch. Freiburg/Schweiz 2000, 134-145.
- ²⁴ K. Hillenbrand: *Die Liebe Christi drängt uns. Gedanken zum Dienst des Priesters*. Würzburg 1992, 62.
- ²⁵ J. Kardinal Ratzinger: *Gott und die Welt. Glauben und Leben in unserer Zeit. Ein Gespräch mit Peter Seewald*. München 2000, 182.
- ²⁶ P. Klasvogt: *Priester – Visionär und Realist. Zum Dienst und Leben des Priesters heute*, in: Ders. / K. Koch (Hg.): a.a.O., 63-88, zit. 82.
- ²⁷ K. Lehmann: a.a.O., 41.

Klaus Vellguth

Gedanken zur Firmpastoral

„Wer sind die Jugendlichen, denen wir im Rahmen der Firmvorbereitung begegnen?“ Diese Frage stellt sich den Katecheten meist automatisch, wenn sie sich Gedanken über die von ihnen übernommene Aufgabe der Firmvorbereitung machen. Bevor nun die jüngsten Ergebnisse einschlägiger Untersuchungen wiedergegeben werden, müssen jedoch alle diejenigen enttäuscht werden, die gerne die Beschreibung des „Jugendlichen an sich“ erwarten, der ihnen im Rahmen der Firmvorbereitung begegnen wird. Glücklicherweise gibt es diesen Jugendlichen nicht, sondern jeder Jugendliche muss in seiner Individualität wahrgenommen und akzeptiert werden. Dies ist die für die kirchliche Jugendarbeit wichtigste und zugleich banalste Erkenntnis der jüngeren Jugendforschung. Die Jugend hat sich im Verlauf der fortschreitenden Modernisierungsprozesse derart differenziert, dass eine generalisierende Aussage über sie kaum mehr möglich ist.¹ Selbst die Jugendlichen, die sich in einer Gemeinde engagieren und im Rahmen ihrer Entwicklung eine „religiöse Sozialisation“ erfahren haben, werden nur wenige übereinstimmende Eigenschaften aufweisen, die sie von ihren Altersgenossen unterscheiden. So belegte die jüngste Shell Jugendstudie², was schon 1985 festgestellt wurde: Deutliche konfessionell begründete Konturen prägen selten das Leben Jugendlicher. Unterschiede zwischen katholischer und evangelischer Konfessionszugehörigkeit machen sich höchstens noch bei Praktiken und Einstellungen bemerkbar, die direkt zur kirchlich-religiösen Sphäre gehören.³

Soziologische Beobachtung zur Religiosität Jugendlicher

Auch wenn es den Prototypen eines heutigen Jugendlichen nicht gibt, kann dennoch etwas über den „religiösen Gemütszustand“ der Jugend ausgesagt werden – wobei die Aussagen stets nur statistische Angaben sind, die sich auf die Gesamtheit der Jugendlichen in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts beziehen. Zunächst einmal geben 59 % aller befragten katholischen Jugendlichen an, einen Gesprächspartner für alle Sorgen und Nöte zu haben (ein höherer Prozentsatz als bei den befragten Jugendlichen ohne Religionsgemeinschaft sowie den evangelischen oder muslimischen Jugendlichen).⁴ In der Regel sind diese Gesprächspartner übrigens die Eltern, denn auch dies zeigen jüngste Studien: Entgegen den reißerisch vorgetragenen Verlautbarungen vieler Medien wachsen Kinder und Jugendliche in Deutschland meist in einer Atmosphäre auf, in der sie sich behütet und angenommen fühlen. Diese Diagnose ist zunächst einmal beruhigend und belegt, dass Kinder und Jugendliche auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts keine verhaltensgestörten, seelenlosen Computer-Zombies sind, die sich von ihrer Umgebung abgeschoben im Internet tummeln oder mutterseelenallein und vaterlos durch die Fernsehprogramme surfen. Gerade die Eltern sind im Vergleich zu früheren Generationen von Jugendlichen wieder zu den wichtigsten Gesprächspartnern geworden – wobei festzustellen ist, dass Freunde mit zunehmendem Alter die Eltern als wichtigste Gesprächspartner ablösen.

Problematisch für die religiöse Erziehung der Jugendlichen ist in diesem Zusammenhang, dass gerade die Glaubenserziehung von den meisten Eltern nicht mitgetragen wird, da sie nicht gelernt haben, über religiöse Fragen (explizit) zu sprechen.⁵ Somit fällt der wichtigste Gesprächspartner für viele Jugendliche aus, wenn es um ihre religiöse Erziehung geht. Doch darf bei dieser Analyse nicht übersehen werden, dass viele Mütter und Väter ihren Glauben dennoch implizit (unausgesprochen) an ihre Kinder

weitergeben, indem sie ihnen täglich eine von christlichen Werten geprägte Lebenseinstellung vorleben und diese – wiederum implizit – an die Jugendlichen weitergeben.

Ein weiterer Aspekt erschwert den Dialog über Glaubensfragen zwischen Eltern und Jugendlichen: Parallel zur religiösen Sprachlosigkeit der Eltern lässt sich eine religiöse Kommunikationsunlust der Jugendlichen feststellen. Im Rahmen der Jugendstudie gibt fast die Hälfte (46 %) der Befragten an, über religiöse Dinge ungern zu reden, nur 14 % bekannten sich dazu, gerne über Fragen der Religion zu sprechen. Und eine empirische Untersuchung von Carsten Wippermann zeigt, dass die religiöse Selbsteinschätzung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu Dreiviertel durch mangelnde religiöse Kommunikation gekennzeichnet ist.⁶

Noch ein wichtiges Ergebnis der großen Jugendstudie: Immerhin 7 % der Befragten geben an, einer kirchlich-konfessionellen Jugendgruppe anzugehören. Mit steigendem Alter nimmt die Zugehörigkeit zu solch einer Gruppe ab. Die Mitgliedschaft in einer kirchlichen Jugendgruppe scheint sich positiv auf die Einstellung der Befragten zu ihrer Zukunft auszuwirken. Die Mitglieder dieser Jugendgruppen besitzen im Vergleich mit anderen Jugendlichen die höchste Gewissheit, ihre Zukunft zu gestalten und sie rechnen weniger mit schweren Herausforderungen in der Zukunft. Sie strahlen also einen größeren Optimismus aus als Altersgenossen, die nicht in kirchlich-konfessionellen Gruppen engagiert sind.

Im Vergleich zu früheren Shell Jugendstudien lässt sich insgesamt ein Rückgang der Religiosität bei den Jugendlichen feststellen (die folgenden Angaben beziehen sich nur auf die westdeutschen Jugendlichen, da für 1985 keine Angaben über die ostdeutschen Jugendlichen vorliegen): ein durchgehender Rückgang beim Glauben an ein Weiterleben nach dem Tod (von 49 auf 32 %), beim Gottesdienstbesuch (von 21 auf 11 %) und beim Beten (von 36 auf 28 %).⁷ Diese Niveaushiftungen nach unten haben sich in einer Zeitspanne von nur anderthalb Jahrzehnten ergeben. Die Jugendstudie bezeichnet sie als

„signifikant für die religiös-kulturelle Gestimmtheit der Jugend, für ihre Grundhaltung zur Welt und zum Leben insgesamt“⁸.

Doch auch wenn das Urteil über den Glaubensverlust bei Jugendlichen durch die o.g. Zahlen und Entwicklungen belegbar scheint, handelt es sich dabei wahrscheinlich um ein vorschnelles Urteil oder zumindest eine einseitige Betrachtungsweise. Denn die Jugendlichen leben ja nicht als isolierte Wesen losgelöst von der Gesellschaft. Sie sind ein Teil von ihr, und der Verdacht liegt nahe, dass ein gesamtgesellschaftliches Phänomen in verschiedenen Studien an Jugendlichen verifiziert wird. Dies führt dann dazu, dass dieser Trend auf Jugendliche projiziert und an ihnen problematisiert wird.⁹ Doch stattdessen könnte eine zutreffendere Diagnose ja auch lauten, dass die Jugendlichen Teil einer Gesellschaft sind, die einen Prozess der Säkularisierung durchmacht, und dadurch in einen gesamtgesellschaftlichen Sog geraten. Fünf Aspekte solch einer Säkularisierung benennt der Religionssoziologie Franz Xaver Kaufmann in seinem jüngst veröffentlichten Buch „Wie überlebt das Christentum“. Besondere Bedeutung kommt der von Kaufmann festgestellten „Säkularisierung als Entchristlichung und Entkirchlichung der Bevölkerung“ zu: „Während sich die vorangehenden Bestimmungen aus soziologischer Sicht im wesentlichen auf die makrotheoretischen Zusammenhänge von Religion und Kultur bzw. Kirche und Gesellschaft bezogen, steht hier der mikrosoziologische Sachverhalt sinkender kirchlicher Beteiligung und des Schwindens christlicher Orientierung im Wissens- und Verhaltensbereich der Bevölkerung im Vordergrund.“¹⁰ Dieses Phänomen lässt sich übrigens weltweit belegen. So sind die Religionslosen die im 20. Jahrhundert am stärksten wachsende Gruppe der Bevölkerung¹¹

Pastorale Herausforderung

In der Firmpastoral sammeln sich nun all die Fragen und Herausforderungen, die im Spannungsverhältnis zwischen Jugendlichen

und Religion (bzw. Kirche) entstehen. Umso erstaunlicher ist, dass Jugendliche sich heute noch in relativ großer Zahl zur Firmvorbereitung entschließen. Die Frage ist berechtigt: Was motiviert die scheinbar religionsverdrossenen Jugendlichen in einer scheinbar glaubensarmen Gesellschaft dazu, sich für ein solches scheinbar unattraktives Angebot zu entscheiden? Eine erste Antwort gibt eine Untersuchung aus dem Erzbistum Köln: „Der christliche Glaube wie auch die religiöse Erfahrung treten als Einflussgrößen auf die Firmentscheidung in den Hintergrund... Ob sich einer der mehrheitlich 15- bis 16jährigen Jugendlichen in diesen Seelsorgebereichen firmen lässt, ist von seiner religiösen Praxis und den Meinungen von Personen abhängig, die dem Jugendlichen nahe stehen. In erster Linie sind dies Eltern und Freunde.“¹²

Wenn die religiös sprachlos gewordenen Eltern in einer religiös sprachlosen Gesellschaft ausschlaggebend dafür sind, dass ihre Kinder sich zur Firmvorbereitung anmelden, dann muss in ihnen wohl eine unerfüllte Sehnsucht schwingen, die sie nicht in Worte fassen können. Der Kirche trauen sie zu, diese Aufgabe zu übernehmen. Es scheint also eine Verkirchlichung der expliziten Religiosität zu geben, die mit einer Verweltlichung der impliziten Religiosität einhergeht.¹³

Entwicklungspsychologische Voraussetzungen

Nach diesen religionssoziologischen bzw. pastoralen Überlegungen soll nun kurz auf entwicklungspsychologische Merkmale¹⁴ des Jugendalters eingegangen werden. Natürlich lassen sich die folgenden Angaben nicht auf alle Jugendlichen gleichermaßen übertragen. Doch zeigen sie, welche Entwicklungen das Jugendalter beeinflussen. Ab etwa dem 11.-13. Lebensjahr setzt ein puberaler Wachstumsschub ein. Die physiologischen Veränderungen bedingen beim Jugendlichen zwangsläufig psychische Veränderungen: Der Körper wird zum Mittelpunkt der eigenen Interessen, das Interesse an der Umwelt

geht zurück. Existentielle Verunsicherung breitet sich aus, Unzufriedenheit, beispielsweise wegen der Unausgewogenheit des Körperbaus (Extremitäten) oder wegen auftretender Akne. Erste Schminkversuche werden in diesem Alter häufig unternommen. Kamm, Kosmetik, „Klamotten“ bzw. ihre offensichtliche Ablehnung werden wichtig. Typisch für das Jugendalter ist eine affektive Labilisierung. Die Gefühle sind instabil. Unerwartete, nicht zu steuernde Gefühlsschwankungen treten auf. Tiefe Niedergeschlagenheit wird von überschäumender Ausgelassenheit abgelöst. Der Jugendliche erscheint mal kindlich, ein anderes mal sprunghaft-dynamisch. In der späteren Jugendzeit stabilisieren sich die Gefühle wieder. Durch die sexuelle Reifung werden Jugendliche in dieser Phase auch mit einer stärkeren Triebdynamik konfrontiert. Das Interesse für das andere Geschlecht erwacht. Es kommt zu ersten intimen Kontakten. Die jüngste Jugendumfrage des Stern¹⁵ hat ergeben, dass bis zum 14. Lebensjahr 20 % der Jugendlichen erste sexuelle Erfahrungen gesammelt haben, weitere 20 % haben diese mit 15 Jahren, 36 % mit 16 Jahren und 21 % mit 17 Jahren. Auch kognitiv ist die Jugend eine Phase des Übergangs. Es kommt zur Reflexion über die eigene Person, das eigene Geschlecht und die beruflichen Pläne. Jugendliche lösen sich in dieser Phase vom Wertekanon der Eltern und bauen sich ein eigenes ethisches System. Dies gilt auch für den neu entdeckten Sexualbereich. Bekanntlich billigt man der Kirche und den Personen, die als ihre Vertreter identifiziert werden, keine große Kompetenz in diesem wichtigen Bereich des menschlichen Lebens zu, und so sollten gerade Aussagen zur Sexualmoral im Rahmen der Firmbegleitung nur sehr vorsichtig gemacht werden. Das heißt aber ausdrücklich nicht, dass das Thema tabuisiert oder an den Rand gedrängt werden soll. Stattdessen soll es mit der größtmöglichen Normalität in die Gespräche mit den Jugendlichen integriert werden. Doch es macht keinen Sinn, alle kirchlichen Normen im einzelnen aufzählen, sondern stattdessen den Horizont deutlich zu ma-

chen, in dem Christen sich bewegen, wenn sie im Glauben von Sexualität sprechen, betonte zuletzt der Osnabrücker Jugendbischof Bode.¹⁶

Realistische Ziele definieren

Bislang stellten die jugendsoziologischen, religionssoziologischen und entwicklungspsychologischen Wegweiser eher die Schwierigkeiten dar, mit denen eine Firmvorbereitung heute unweigerlich zu kämpfen hat. Diese Analysen sollen aber nicht entmutigen, sondern dem Katecheten helfen, zunächst zu einer realistischen und damit hilfreichen Einschätzung des vor ihm liegenden Geländes zu gelangen, in dem er sich bewegen wird. Bevor nun die weiteren Wegweiser stärker auf die Chancen einer gelingenden Firmkatechese eingehen, soll zunächst vor einem heimlichen Motiv vieler Katecheten gewarnt werden: Der Wunsch, Jugendliche zum dauerhaften Engagement in der Gemeinde, zumindest aber zum Besuch des Gottesdienstes zu bewegen. Solch ein unterschwelliges Motiv ist sowohl in der Jugendpastoral als auch in der Jugendkatechese weit verbreitet und führt schnell zur Überforderung und damit Resignation der Katecheten. Solch ein Motiv eines Katecheten lässt sich historisch gut einordnen. Denn tatsächlich stehen sich zwei Grundvorstellungen von kirchlicher Jugendarbeit und Katechese gegenüber. Die erste ist nach dem Krieg entstanden und war von der Absicht getragen, wieder ein geschlossenes katholisches Milieu aufzubauen. Der Jugendpastoral und den Jugendverbänden kam dabei eine wichtige Aufgabe zu, nämlich die Integration der Jugendlichen in Milieu und Kirche. Diese Erwartungen hat die kirchliche Jugendarbeit anfangs auch erfüllt. Diesem Modell steht heute eine grundsätzlich anders ausgerichtete Vorstellung von kirchlicher Jugendarbeit gegenüber: die einer von biblischer Absichtslosigkeit geprägten Zuwendung zu den Jugendlichen.¹⁷

Auch eine Katechese kann zunächst einmal absichtslos sein, insofern es ihr nicht

darum geht, im Sinn einer überholten Erfassungspastoral Jugendliche für die Kirche zu „rekrutieren“. Dabei darf die Katechese natürlich nicht ziellos, beliebig oder orientierungslos sein. Das Ziel, das sie verfolgen sollte, ist die religiöse Spurensuche im Leben der Jugendlichen. Wenn die Firmvorbereitung Jugendlichen hilft, ihrem Glauben auf die Spur zu kommen und sie religiös kompetent zu machen, werden die Jugendlichen von sich aus danach suchen, wie sie ihre religiöse Sehnsucht beheimaten können.

Die Jugendpastoral und -katechese wird sich in Zukunft noch sehr viel stärker damit auseinandersetzen müssen, dass junge Menschen ihre Entscheidungen auf eine überschaubare Zeit hin, mit einer gewissen Vorläufigkeit treffen. Zu einer Lebensentscheidung im Sinn von „ich bin Christ bis zum Tod“ kommt es immer weniger, zumal eine wachsende Bereitschaft zum Wechseln und Austauschen von „Glaubensinhalten“ – nicht nur – bei Jugendlichen zu beobachten ist. Die noch lange nicht beantwortete, schwierigste Frage dabei ist, wie sich solches Wahlchristentum, dieses Christentum auf Zeit, mit der traditionellen Vorstellung von „Nachfolge“ verbinden lässt.¹⁸

Die bereits oben erwähnte Untersuchung aus dem Erzbistum Köln belegt, dass es den Jugendlichen bei der Firmentscheidung nicht darum geht, sich künftig dauerhaft in der Kirchengemeinde zu engagieren. Für nur 16 % der Firmlinge ist es ziemlich oder sehr wichtig, nach der Firmung in der Pfarrei Verantwortung zu übernehmen. Überraschenderweise ist auch nur rund einem Drittel der Jugendlichen der Empfang des Heiligen Geistes wichtig. Dafür nennen 80 % als Erwartung, dass sie während der Firmvorbereitung viel Spaß haben möchten. Und immerhin 42 % erhoffen sich von der Firmvorbereitung, dabei neue Leute kennen zu lernen.¹⁹

Diese Rückmeldung ist für den Ansatz einer zeitgemäßen Firmkatechese wichtig. Denn genau dieser Wunsch der Jugendlichen kann sich mit dem attraktiven Angebot decken, das eine Gemeinde im Rahmen der Firmvorbereitung unterbreitet. Was die Ju-

gendlichen zum einen suchen, ist die Clique, die ihnen zum einen Rückhalt bietet, andererseits aber auch einen großen Entfaltungsspielraum für ihre Individualität lässt;²⁰ zum anderen aber auch Menschen, mit denen sie sich offen austauschen können und die sich als Wegbegleiter mit ihnen auf ihrem Weg des Erwachsenwerdens machen.

Wegweiser auf der Straße nach Emmaus

Diese vorübergehende Weggemeinschaft wird zur katechetischen Chance, um Menschen die Augen für das Heil zu öffnen. Übrigens wird uns von solch einer katechetischen Weggemeinschaft bereits in der Bibel berichtet.²¹ Es kann an dieser Stelle hilfreich sein, den biblischen Bericht einer erfolgreichen Katechese Revue passieren zu lassen: die Emmaus-Perikope. Jesus war bereits vom Tod auferstanden, er hatte das Reich des Todes bereits überwunden. Doch selbst seine engsten Freunde waren noch blind für das Heil, das sich ereignet hatte. Ihr Glaube war zerstört, zumindest aber gestört. Zwei von ihnen waren nun unterwegs nach Emmaus, als der Auferstandene ihnen begegnete. Und was machte Christus in dieser Situation? Er tauchte mit den beiden Jüngern in ihre Trauer ein. Er ließ die Jünger einfach erzählen, was sie bewegt, und hörte aufmerksam zu. Anschließend sprach Jesus von den Verheißungen und Hoffnungserzählungen, um den Jüngern die Augen zu öffnen. Scheinbar ohne Erfolg, denn sie erkannten ihn nicht. Erst später, als es schon dunkel wurde, wurde den Jüngern bewusst, dass es Christus selbst war, der sich mit ihnen auf den Weg gemacht hatte. Die Emmaus-Perikope ist ein ermutigendes Beispiel für gelingende Katechese; doch auch in anderen Jesusbegegnungen zeigt sich die urschriftliche Erfahrung, dass bei diesen existentiellen Begegnungen stets eine konkrete körperliche oder seelische Not steht und erst am Ende, erst nach den leibhaftigen Erfahrungen heilender und wohlthuender Nähe, oft sogar erst im Nachhinein, das Bekenntnis

zu Jesus und seinem Gott.²² Solch ein katechetischer Ansatz sollte Firmkatecheten auch heute ermutigen, die Jugendlichen zunächst einmal auf ihrem Weg zu begleiten.

Katecheten als personales Angebot

Viele Katecheten – und zwar oft gerade die Frauen und Männer, die sich später als hervorragende Wegbegleiter herausstellen – zweifeln zu Beginn ihres Engagements, ob sie den Erwartungen gerecht werden können, die ein Katechet erfüllen muss. Doch zunächst einmal muss auch hier vom Bild des „Idealkatecheten“ Abschied genommen werden. Genauso wenig, wie es „den Jugendlichen“ gibt, gibt es „den Katecheten“. Und das ist gut so, denn die Jugendlichen erfahren so, dass ganz unterschiedliche Frauen und Männer sich auf einen Weg des Glaubens gemacht haben, von dem sie sich Lebenssinn versprechen. Jeder Katechet muss im Lauf der Firmkatechese immer wieder prüfen, welchen Bezug er zu seinem Glauben hat, welche Methoden ihm liegen und was er wie vermitteln kann. Pauschalrezepte nützen wenig. Deshalb bietet die Firmkatechese ganz unterschiedliche Bausteine an, mit denen die einzelnen Themenbereiche erschlossen werden können. Dennoch gibt es ein verbindliches Moment, dem sich jeder Katechet verpflichtet fühlen sollte.

Aus der Emmaus-Perikope lässt sich etwas über die Rolle der Katecheten ablesen. Während sie im traditionellen Verständnis oft noch diejenigen sind, die den Jugendlichen etwas voraus haben und mit ihrem Informationsvorsprung „hausieren gehen“, erzählt die Emmausgeschichte zunächst von einem begleitenden, mitgehenden Katecheten. Er bietet sich auf dem Weg des Erwachsenwerdens den Jugendlichen als Gesprächspartner an. Dabei nimmt er seine Position nicht vor den Jugendlichen ein, sondern wie Jesus neben seinen Gesprächspartnern.

Dies impliziert: Katecheten sollten kompetente Kommunikationspartner sein, die nicht nur für, sondern mit Jugendlichen etwas tun wollen – und dabei von jungen

Menschen lernen möchten.²³ Bernd Jochen Hilberath und Mathias Scharer weisen darauf hin, dass gerade jene Frauen und Männer als Firmbegleiter besonders gut geeignet sind, die mit Jugendlichen ungewungen kommunizieren können. Häufig besitzen gerade die Christen solch eine kommunikative Fähigkeit, die selbst nicht in einem kirchlichen Milieu aufgewachsen sind. Ihnen fällt es aufgrund der eigenen Lebensgeschichte mitunter leichter, mit den (meist kirchenfernen) Jugendlichen über das Leben und den Glauben ins Gespräch zu kommen.

Natürlich darf der Katechet mit dieser anspruchsvollen Aufgabe nicht allein gelassen werden. Wichtig ist, dass Katecheten im Rahmen ihrer Begleitung ausreichend Möglichkeit haben, sich über ihren eigenen Glauben klar zu werden und eine Beziehung zu finden zu den Themen Identität, Gott, Jesus, Heiliger Geist, Kirche und Firmung, die im Zentrum jeder Firmkatechese stehen. Ziel der Begleitung wird es dabei sein, den Katecheten selbst einen persönlichen Zugang zu den Themen zu ermöglichen und nicht, ihnen ein fest geschnürtes, katechismustaugliches Glaubenspaket mit auf den Weg zu geben. Solch ein „Glaubenspaket“ würde auf solch einer abenteuerlichen Wanderung mit jungen Menschen schnell ein zu schwerer Ballast werden, der beim zügigen Tempo, das Jugendliche an den Tag legen, am Mitgehen hindert. Außerdem würde es den Katecheten unterwegs zu schnell dazu verführen, die fertigen Antworten zu liefern, anstatt zunächst genau zuzuhören – wie damals auf dem Weg nach Emmaus.

In solch einem katechetisch-kommunikativen Prozess verweisen übrigens die früher deutlich vorgezeichneten Konturen von Lehrer und Schüler hin zu dem, was man heute als „Lerngemeinschaft“ bezeichnet. Solch ein Änderungsprozess ist ein „Erkennen der Zeichen der Zeit“, denn aufgrund der sich immer rasanter beschleunigenden Modernisierung hat die ältere Generation in vielen Bereichen nicht mehr wie früher einen Wissensvorsprung gegenüber der jüngeren Generation in Bezug auf das, was auf sie zukommt. Die Suche nach einem gemeinsa-

men Leben auf Zukunft ist zu einer Aufgabe geworden, der sich die Menschen verschiedener Generationen stellen müssen. Dabei bleiben die Erwachsenen authentische und solidarische Partner.²⁴

„Was haben wir den Jugendlichen denn inhaltlich zu bieten?“, mag jetzt vielleicht mancher denken, der sich als Gesprächspartner ganz ohne Katechismuswissen auf den unbekanntem Weg machen soll. Und vielleicht stellt sich an dieser Stelle das unbehagliche Gefühl ein, den Jugendlichen ohne die „Glaubenswahrheiten“ nicht viel bieten zu können. Doch Christen müssen sich nicht schwer beladen, wenn sie sich auf den Weg machen. Das Wichtigste sind die offenen Augen, Ohren und Herzen sowie die eigene Gewissheit, dass der Glaube dem eigenen Leben gut tut und entscheidend zum gelingenden Leben beiträgt (siehe „Die Jugendlichen werden zum Wegweiser“). Solch ein Wissen prägt ein gesundes Glaubens-Selbstbewusstsein. Und es ist übrigens auch statistisch belegbar. In den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Deutschland haben gut drei Duzend Untersuchungen ziemlich eindeutig gezeigt: Zwischen einem persönlich bedeutsamen Glauben einerseits und Lebenszufriedenheit, Glückseligkeit, positiver Gestimmtheit und Sinnorientierung andererseits besteht ein Zusammenhang. Diese Verbindung zeigt sich vor allem bei Menschen, deren (intrinsischer) Glaube tief in der eigenen Psyche verwurzelt ist. Bernhard Grom zitiert das Ergebnis der 1992 von Ennid im Auftrag der Zeitschrift „Spiegel“ durchgeführten Untersuchung „Was glauben die Deutschen?“ Die Erhebung kommt zum Ergebnis, dass beispielsweise Gottesdienstbesucher sich deutlich positiver über ihre Lebenszufriedenheit äußern als Personen, die keinen Bezug zu ihrer Gemeinde haben.²⁵ Als Katechet darf man sich also mit dem Selbstbewusstsein „Glauben tut gut“ auf den Weg machen.

Dieses Selbstbewusstsein sollte die Kraft geben, sich mit jungen und suchenden Menschen auf eine lebenswichtige Suche zu machen. Und dabei das eigene Leben auf den Prüfstand zu stellen. In jeder Begegnung

mit den Jugendlichen muss der Katechet damit rechnen, dass er von den Jugendlichen nicht nur herausgefordert, sondern evtl. sogar „bekehrt“ wird. Gerade diese Fähigkeit, sich trotz des meist vorhandenen Altersunterschiedes mit den Jugendlichen auf den Weg zu machen, zeichnet Katecheten als kompetente und tiefgläubigen Menschen aus, die wie Abraham den Ruf vernommen haben, in ein unbekanntes Land aufzubrechen, und die diesem Ruf gefolgt sind, weil ihr Gottvertrauen stark genug für solch ein Wagnis ist.²⁶

Am wichtigsten auf diesem Weg sind die stets wachsamem Augen und offenen Ohren. Denn oft werden die Jugendlichen vorgeben, auf welches Terrain man sich im Rahmen der Firmvorbereitung begibt. In der Firmvorbereitung geht es nicht darum, dem Glauben der Jugendlichen einen „Kirchenglauben“ überzustülpen, der lebensgeschichtlich nicht inkulturiert ist. Dies wird immer dann schnell geschehen, wenn Jugendliche im Rahmen der Firmbegleitung zu einer kirchlichen Praxis verpflichtet werden, die ihnen auf Grund ihrer bisherigen Lebenspraxis fremd ist. Damit Kirchlichkeit Jugendlichen nicht künstlich aufgesetzt wird und somit keine Wurzeln im eigenen Leben schlägt, muss die Religiosität Jugendlicher in ihrer individuellen Gestalt, wie sie sich lebensgeschichtlich entwickelt hat, an- und ernstgenommen werden. Dabei geht es nicht darum, die Impulse der Jugendlichen auf sozialpsychologische oder institutionelle Prozesse zu reduzieren. Vielmehr sollen innere Vollzüge „als ein Beziehungsgeschehen mit einer transzendenten, den Menschen und seine ihm selbständig zur Verfügung stehenden Möglichkeit identifiziert werden“²⁷.

Die Jugendlichen werden zum Wegweiser

Die Religiosität Jugendlicher (und natürlich der Katecheten) ist der eigentliche Proviant auf dem Weg der Firmvorbereitung. Solch eine mystagogische Wegbegleitung geht davon aus, dass Gott sich im Leben

eines jeden Menschen finden lässt. Katechese ist – wie damals auf dem Weg nach Emmaus – zunächst Lebensbegleitung. Absichtslos ist sie insofern, weil sie nicht auf die Rekrutierung der Jugendlichen für die Kirche oder Gemeinde abzielt. Dennoch ist sie zugleich zielgerichtet, weil sie die Jugendlichen ermutigt, ihr Leben mit den Augen eines Christen zu betrachten. Solch ein christlicher Blickwinkel zeichnet sich dadurch aus, dass Menschen sensibel für die Spuren Gottes werden. Mystagogische Firmvorbereitung ist also Begleitung und erschließende Hinführung zu jener ursprünglichen Gottesbeziehung, die das Leben jedes Menschen geheimnisvoll bereichert. Katechese verlässt dabei den religiösen Bereich im engeren Sinn und öffnet sich für den gesamten Lebensvollzug der Jugendlichen, der aus dem Glauben gedeutet und gestaltet werden soll.²⁸

Mit diesem Verständnis von mystagogischer Katechese wird der Gedanke von Karl Rahner aufgegriffen, dass das Christentum nur dann zukunftsfähig wird, wenn im Leben der Christen statt einer äußerlichen Religiosität die innere religiöse Erfahrung zum Motor des Glaubens wird. Der große Theologe schrieb schon vor über einem Vierteljahrhundert der Kirche ins Tagebuch, was heute beinahe prophetisch klingt: „Der Fromme von morgen wird ein „Mystiker“ sein, einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein, weil die Frömmigkeit von morgen nicht mehr durch die im voraus zu einer personalen Erfahrung und Entscheidung einstimmige, selbstverständliche öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird.“²⁹

Solch ein Verständnis von Katechese bedeutet, dass es vor allem der Katechet ist, der sich auf ungewohntes Terrain einlässt. Er wagt es, den von den Jugendlichen eingeschlagenen Weg mitzugehen und auf deren Pfaden zu wandern. Im Leben der Jugendlichen, vor allem in der Jugendkultur und in der Gesellschaft muss er Glaubenszeichen suchen, die er zum Ort religiöser Erfahrung werden lässt.³⁰ Er wird überrascht sein, an welch unvermuteten Orten (z. B. in der Pop-

musik) er fündig wird. Denn es gibt vielfältige Belege dafür, „dass sich manche Formen nicht-traditionaler Spiritualität gerade in Auseinandersetzung, Abgrenzung, im Gegenüber zu Erwachsenen, Pädagogen und Jugendarbeitern entwickeln. Insofern jedoch Kirche und kirchliche Jugendarbeit ein Interesse an Spiritualität von Jugendlichen haben, kann dieses nur in der Weise eines Angebotes zur Begleitung bei den entsprechenden Suchbewegungen zur Geltung gebracht werden“³¹.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Werner Tzscheetzsch: Kein Konsens über die Jugendarbeit. Herder Korrespondenz 7/1997. Verlag Herder, Freiburg 1997, 345.
- ² Jugend 2000. 13. Shell-Jugendstudie. Opladen 2000, 157–180.
- ³ Vgl. Jugend 2000, 161.
- ⁴ Vgl. Jugend 2000, 160.
- ⁵ Vgl. Bernd Jochen Hilberath / Matthias Scharer: Firmung – Wider den feierlichen Kirchenaustritt. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz und Tyrolia Verlag, Innsbruck-Wien 1998, 23.
- ⁶ Vgl. Carsten Wippermann: Religion, Identität und Lebensführung. Typische Konfiguration in der fortgeschrittenen Moderne. Opladen 1998.
- ⁷ Vgl. Jugend 2000, 162.
- ⁸ Vgl. Jugend 2000, 162.
- ⁹ Vgl. Hermann Steinkamp: Begleitung Jugendlicher bei ihrer Suche nach Spiritualität; in: Katechetische Blätter 121 (1996), 42.
- ¹⁰ Franz Xaver Kaufmann: Wie überlebt das Christentum. Freiburg 2000, 85.
- ¹¹ Vgl. Kaufmann: a. a. O., 98.
- ¹² Stefan Schiel: Die Firmentscheidung. Ergebnisse einer empirischen Studie, in: Pastoralblatt 5/1989, 8.
- ¹³ Vgl. Kaufmann: a. a. O., 91.
- ¹⁴ Wichtige Aspekte zur entwicklungspsychologischen Entwicklung im Jugendalter verdanke ich Niels Hoffmann, Mainz, der sich intensiv mit diesem Thema auseinandergesetzt hat.
- ¹⁵ Repräsentative Umfrage von psydata Institut für Marktanalysen, Sozial- und Mediaforschung Frankfurt/Main im Auftrag des Stern. Veröffentlicht wurden die Ergebnisse u. a. in: Peter Sandmeyer: Coole Sehnsucht nach Geborgenheit. Stern 52/99, 18.
- ¹⁶ Vgl. Franz-Josef Bode: Jugendkulturen ernst nehmen. Herder Korrespondenz 12/1999, 614.
- ¹⁷ Vgl. Tzscheetzsch: a. a. O., 348.
- ¹⁸ Vgl. Tzscheetzsch: a. a. O., 347.

- ¹⁹ Vgl. Stefan Schiel: Die Firmentscheidung. Ergebnisse einer empirischen Studie, in: Pastoralblatt 5/1989, 12
- ²⁰ Vgl. Norbert Mette: Individualisierung und kirchliche Jugendarbeit. Thesen zur Diskussion, in: Katechetische Blätter 121 (1996), 15.
- ²¹ Vgl. Gabriele Miller: Damit das Brot nicht im Halse stecken bleibt. Die Emmausszene als Pastoralmodell gelesen, in: Katechetische Blätter 123 (1998), 250 f.
- ²² Franz-Josef Nocke: Sakramenten-Theologie. Ein Handbuch. Düsseldorf 1997, 35.
- ²³ Vgl. Franz-Josef Bode: Jugendkulturen ernst nehmen, in: Herder Korrespondenz 12/1999, 614. Robert Bleistein SJ schließt sich dieser Forderung an, wenn er eine Umorientierung von der „Option für die Jugend“ hin zur „Option mit der Jugend“ spricht.
- ²⁴ Vgl. Mette: a. a. O., 16.
- ²⁵ Vgl. Bernhard Grom: Gottesvergiftung oder Gottestherapie?, in: Psychologie heute 6/1996, 26.
- ²⁶ Hilberath/Scharer: a. a. O., 66.
- ²⁷ Joachim Windolph: Eine gottlose Firmung? Nachdenkliches zur empirischen Studie von Stefan Schiel, in: Pastoralblatt 1/1999, 17.
- ²⁸ Zitiert nach F. Schmid: Grundlagentexte zur kath. Jugendarbeit. Freiburg 1986, 246.
- ²⁹ Karl Rahner: Frömmigkeit früher und heute, in: ders.: Schriften zur Theologie Bd. 7. Einsiedeln und Zürich 1971, 22.
- ³⁰ Vgl. zu diesem Ansatz den neu erschienenen Firmkurs „Menschen – Leben – Träume“ von Frank Reintgen, Klaus Vellguth. Verlag Herder, Freiburg 2001.
- ³¹ Steinkamp: a. a. O., 39 ff.

Holger Dörnemann / Annette Grundmeier

Kirchenführungen als „pastorale Zwischenräume“

1. Der Lernort Kirchenraum und seine Zielgruppen

Unsere Gesellschaft ist reich an Paradoxen. Unbestritten ist, dass wir einerseits in einer Zeit kultureller Amnesie leben, in einer Zeit, die geprägt ist durch den Verlust des Geschichtlichen und geschichtlich Bedeutsamen; in einer Zeit, in der in einer zunehmend entchristianisierten Gesellschaft das Grundwissen über religiöse Symbole, Bibeldkunde und Kirchengeschichte erodiert. Die mancherorts verschlossenen oder halbleeren Kirchen mögen hierfür als stumme Zeugen gelten.

Unbestritten ist andererseits ebenso, dass – zuweilen dieselben – Kirchen und sakralen Orte zunehmend auch als „Orte touristischer Neugier“ dem Menschen heute auf neue Weise präsent sind. Besonders in Ferienregionen und touristisch bedeutsamen Orten ziehen sie über die Studienreisenden hinaus ein immer größer werdendes Klientel an, das in seiner Motivation und Interessenlage noch viel zu wenig untersucht und bekannt ist. Sicher wird man einen Grund des breiteren Interesses in einer Ästhetisierung des Lebensgefühls und weiter Lebensbereiche sehen dürfen, die zwar auf der einen Seite mit der *kulturellen Amnesie* verbunden ist (wie die andere Seite derselben Medaille), diese aber auf der anderen Seite zugleich auch – auf paradoxe Weise – in die Schranken weist bzw. durch eine negative Rückkopplung beschränkt.

Ästhetisierung des Lebensgefühls

Seit der Studie von Gerhard Schulze „Die Erlebnisgesellschaft“¹ wird die Moderne als Projekt des schönen Lebens bezeichnet, in der ästhetische Normen mehr und mehr ethische abzulösen drohen bzw. abgelöst haben. Seit jeher im Schnittpunkt von Kirche und Gesellschaft geraten gerade Kirchenführungen in der Sicht vieler in das Dilemma, einerseits seriös, ernsthaft zu bleiben und sich auf die Sache zu konzentrieren, andererseits zunehmend aber auch den Anspruch eines Erlebnishappenings erfüllen zu sollen. Doch stellt sich das Feld um ein vielfaches komplizierter dar. Zunächst einmal ist nüchtern anzuerkennen und festzuhalten, dass das *Erlebnis* unbestritten ein – wenn nicht das – zentrale Paradigma der Gegenwart ist, das sich im Prisma der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen je unterschiedlich bricht. Für religiös sozialisierte Gemeindeglieder hätte eine liturgische Kirchenführung sicherlich einen Erlebnischarakter, wenn sie folgende theologische und erlebnishafte Aspekte übereinbringen würde: wenn etwa in vier Stationen die nach dem II. Vatikanischen Konzil sogenannten vier Gegenwartsweisen Gottes in 1. der Versammlung, 2. im Wort, 3. in den Sakramenten und 4. in der Eucharistie in einer Führung mit den entsprechenden Raumorten in Verbindung gebracht würden und die Führung durch gemeinsames Gebet oder Singen auch erfahrungshermeneutisch unterlegt wäre. Allein: Vor einem kirchlich nicht sozialisierten Publikum würde die gleiche Führung ggf. auf Unverständnis, Langeweile und ablehnendes Desinteresse stoßen. Die Frage bei der pädagogischen Erschließung unserer Kirchen lautet also: Wie kann der Erlebnishunger verschiedener Zielgruppen aufgenommen und miteinander vereinbart werden, dass der Lernort Kirchenraum sowohl sachgerecht als auch zielgruppengerecht wahrgenommen wird.

2. Reflexionen und Perspektiven einer Kirchenpädagogik

Der Mensch von heute sucht Einzelerlebnisse, und eine Kirchenführung ist eine Form von diesen *Events*, wo der einzelne, die einzelne mit Religion in Berührung kommt (oder kommen könnte). Die Chance und Herausforderung von Kirchenführungen müsste es sein, angesichts des Wegfalls religiöser Bezüge im gesellschaftlichen Bereich Transzendenz und die Frage nach Gott wieder offen zu halten. Wo Kirchenführungen sich auf die Vermittlung von bau- und kunstgeschichtlichen Daten allein beschränken, werden sie weder dem religiösen Hunger der Menschen von heute noch dem Raum gerecht, der doch vom Anspruch ein Raum Gottes sein will, noch der sich in ihm abbildenden kirchlichen Gemeinschaft. Kirchenführungen muss es daran gelegen sein, den Hunger und die Sehnsucht nach der *kleinen Transzendenz* auf die große Transzendenz zu öffnen. Wie sollte aber eine Kirchenführung heute praktisch aussehen?

Im Vorbereitungsjahr auf das Jahr 2000 wurde erstmals durch das Bildungswerk der Erzdiözese Köln ein zentraler Ausbildungskurs für Kirchenführer/innen unter dem Titel „...werden Steine sprechen“ mit insgesamt 53 Teilnehmer(inne)n durchgeführt. Der Titel ist dabei sprechend für das gesamte Konzept gewesen. In freier Übersetzung von Lk 19,40 drückt sich darin eine gewisse endzeitliche Erwartung aus, die sich auch aus dem damals nahenden Millenniumswechsel speiste und die die Erfahrung einer eintönigfortlaufend erfahrenen Gegenwart auf neue Weise qualifizierte. Zugleich wird in dem Titel die heilsgeschichtliche Gewissheit ausgesprochen, dass die Dinge und Steine aus sich sprechen und bezeugen, was allein über Sprache vielleicht nicht mehr adäquat erreicht wird. Schließlich drückt sich in dem Titel auch das Ziel des Ausbildungskurses aus, nicht primär – womöglich kunstgeschichtlich oder architektonisch enggeführtes und monologartig doziertes – *Wissen* über eine Kirche vermitteln zu lernen, sondern im wahrsten Sinn des Wortes, die Teil-

nehmer dazu zu befähigen, *die Steine selber sprechen zu lassen*. Um andere aber in dieser Weise *wahrnehmen zu lehren*, muss zunächst die Eigenwahrnehmung geschult werden:

Das Anliegen der Kirchenführerinnen und -führer

Die folgenden Ausführungen sollen einen Einblick in das Kurskonzept und – exemplarisch – in den Verlauf des Ausbildungskurses geben und beginnen bei dem Interesse der Kirchenführer/innen. Denn in der Frage nach dem eigenen Anliegen stecken schon viele Ansätze für die Aufarbeitung der Inhalte und Methoden einer Führung:

Auf die Frage, warum sie Kirchenführungen machen wollten, kamen bei den Kirchenführer/innen sinngemäß folgende Antworten:

- Aufgrund bestehender oder bevorstehender Mehrkapazität an Zeit (z.B. in den Semesterferien, wegen geringerer Ansprüche durch die Familie, durch Eintritt ins Pensionsalter, etc.) wird eine neue zusätzliche oder intensivere Tätigkeit gesucht, die den persönlichen Neigungen entspricht. Zu diesen zählen: Interesse an der Kunst, rege Gemeindearbeit, Interesse an Geschichte und „Heimatkunde“ u. ä.
- Eigene Kenntnisse (über Geschichte, Kunst, Kirchenbau, ...) möchten an Gleichgesinnte/Interessierte weitergegeben werden.
- Das eigene Interesse an Kirchenbesichtigungen und Faszination für manche Bauwerke soll an andere weitergegeben werden.
- Ein Kirchenbau oder eine Epoche (etc.) wird für so bedeutsam erachtet, dass man das Wissen darüber „retten“ und weitergeben möchte. („Das müssen Sie gesehen haben!“).
- Die nähere Beschäftigung mit Geschichte und Bau der „eigenen“ (Pfarr)kirche und aktives Engagement im Gemeindeleben lässt Kirchenführungen als sinnvolle Bereicherung der Gemeindearbeit er-

scheinen (z.B. im Rahmen der Kommunion- und Firmkatechese, für Gemeindeinterne Gruppen (Chöre, Frauen, Senioren, Kinder, etc.) oder zu besonderen Anlässen (Feste, Pfarrfeste, Jubiläum, etc.) Angesichts des „Werteverlustes“ in der heutigen Gesellschaft und der Verdrängung eigener Traditionen besteht das Bedürfnis:

- Kirche als sakralen Raum bewahren zu helfen oder (mit anderen) neu entdecken;
- ihre Geschichte, aber auch Formen und Symbole zu „erklären“;
- (und dadurch) Kirche, ihre Geschichte, Formen und Symbole, vor dem Vergessen zu schützen und einer Zerstörung durch Unverständnis vorzubeugen.

Diese Voreinstellungen und Anliegen einbeziehend, sollten die Teilnehmer/innen im Rahmen des Ausbildungskurses durch die Erprobung neuer Methoden, eigene Führungssequenzen, Reflexion von Führungen, Gespräche und Erarbeitung von bestimmten Themenkomplexen oder methodischen Schritten etc. die Möglichkeit entdecken, in Führungen nicht nur Wissen (vor allem eigenes bzw. angelesenes Wissen) weiterzugeben, sondern den Kirchenbau als Erfahrungsraum für die *je eigene* Wahrnehmung zu entdecken. Dazu sollten methodische Schritte erprobt werden, die diesem Ansatz zunehmend einen Raum innerhalb der klassischen Führung geben. Ebenfalls konnten neue Führungskonzepte unter diesem Aspekt entwickelt werden.

Die Erwartungen der Kirchen- und Führungsbesucher

Wahrscheinlich kommt die Mehrzahl der Leute zu einer Kirchenführung, um etwas über Geschichte und Besonderheiten, kunst- und kulturgeschichtlichen Rang der Kirche etc. zu erfahren. Dies gilt vor allem bei „berühmten“ Kirchen. Aber das ist längst nicht alles. Bei genauerem Hinsehen kann man feststellen, dass ganz verschiedene Erwartungen unterstellt werden können:

- der Tourist, der schnell und umfassend die „Highlights“ präsentiert haben möchte;
- die Kinder, die etwas Spannendes hören oder besser noch selbst entdecken möchten (egal, ob es bedeutend ist);
- die Alteingesessenen, die sich endlich mal Zeit nehmen, die Geheimnisse „ihrer“ Kirche zu lüften
- die Zugezogenen, die sich orientieren und informieren möchten;
- die Wissbegierigen und Kunstbesseren, die eigentlich schon alles kennen, aber immer noch dem Neuzuentdeckenden nachspüren.

Außerdem gibt es noch den Geschichts- oder Heimatverein, der das eine mit dem anderen vergleicht und den gelehrten Erkundungen nun eine weitere hinzuzählen trachtet, und natürlich das Kaffeekränzchen, der Kegelklub, oder der Betriebsausflug (nicht selten akademisch vorbelastet), die dem kulinarisch-gesellschaftlichen Teil auch ein bisschen Kultur angedeihen lassen. Selten aber steht man vor einer homogenen Gruppe (und selbst da gibt es ja solche und solche). Sprich: Wer kommt, ist da – wer weiß warum!

Anregungen und Beispiele für Kirchenführungen

Wer es als Kirchenführer/in schafft, weder ein „Standard-Programm“ abzuspuhlen, noch „es allen recht machen zu wollen“, ist schon auf dem richtigen Weg. Das erste Gebot lautet: Hole die Leute dort ab, wo sie sind. (Übrigens sollte man dies auch ganz konkret beherzigen, indem man einen geeigneten Treffpunkt vereinbart!)

Dann geht man ein Stück gemeinsam, geführt und begleitet. Schließlich geht jeder wieder seinen Weg, aber bereichert um eine gemeinsame Erfahrung, die sich mit der Erinnerung an diesen Ort – nämlich dem Kirchenraum – verknüpft.

Genau dieses Erlebnis gilt es bewusst zu machen und mit dem ureigentlichen Sinn von Kirche als gemeinschaftsstiftender Institution in Übereinstimmung zu bringen. Da-

mit würde eine Kirchenführung über die „Wissensvermittlung“ oder den „Informationsaustausch“ (der auch über andere Medien wie z.B. Tonbandführungen, Faltblätter, Schautafeln, Heftchen erreicht werden kann) hinausgehen und einen katechetischen Auftrag erfüllen – ohne zu missionieren. Diese unerwartete und überraschende Dimension einer Kirchenführung wird von der überwiegenden Zahl der Besucher positiv bewertet und führt meist zu einer länger anhaltenden Wirkung als eine Häufung von Daten, Fakten und Anekdoten – die natürlich nicht fehlen dürfen.

Kirchenführung mit der Methode des Erfragens

Bevor ein erstes Beispiel für eine „alternative Kirchenführung“ präsentiert wird, soll der Frage nachgegangen werden, was die Seminarteilnehmer/innen eigentlich bei einer Führung gerne zeigen würden. Oder anders formuliert: Was hat so eine Kirche eigentlich zu bieten? Viele nannten zunächst einmal die „berühmten und bedeutenden“ Kirchen (wir waren ja schließlich viel in Köln) oder besondere Ausstattungsstücke.

Die Berühmtheit begründete sich meist durch hohes Alter, hinzu kamen bedeutende historische Ereignisse oder Persönlichkeiten, die mit der Kirche, ihrer Geschichte und Entstehung in Zusammenhang stehen. Manchmal wurde auch das Bestehen einer ungebrochenen Tradition angeführt, gelegentlich führen auch befremdliche „Sensationen“ zu Berühmtheit.

Solche Elemente spielen natürlich eine wichtige Rolle und werden bei keiner Führung fehlen. Als reine Aufzählung von Daten und Fakten, selbst wenn sie nett in Geschichten und Geschichtchen verpackt sind, stehen sie recht isoliert vom Kirchenraum und degradieren ihn zum Museum oder Vortragssaal. Es gilt also, dasjenige, das gezeigt und erzählt werden soll, mit der spezifischen Situation – dem Ort selbst also – in Verbindung zu bringen. Dadurch wird nachvollziehbar, warum etwas hier und so

besteht (und nirgendwo sonst) und wovon dieses zu erzählen vermag.

Sehr überzeugend kann dies gestaltet werden, wenn man an Einzelbeispielen die Beschreibung nicht selbst vornimmt, sondern erfragt. Wenn so auf Besonderheiten aufmerksam gemacht wird, dass die mögliche Bedeutung von jedem selbst erschlossen werden kann, wird das Vertrauen in die eigene Wahrnehmung gestärkt. Dazu ist es erforderlich, über genügend Flexibilität und Selbstvertrauen zu verfügen, um auch andere Sichtweisen zuzulassen und nebeneinander bestehen lassen zu können (denn eine einzig richtige gibt es selten!) – und man sollte einen eleganten Notausstieg parat haben, in dem man z.B. das Gesagte rasch zusammenfasst, eine offene (offenbleibende) Frage formuliert oder eine Überleitung zum nächsten Aspekt formuliert bzw. – bestenfalls durch einen Ortswechsel – anvisiert.

Keinesfalls sollte man hier seine eigene Interpretation durchsetzen („... aber eigentlich ist es ja doch so, dass ...“)! Da der Unsicherheitsfaktor für diese Methode der durch Erfragen moderierten Führung bei vielen Teilnehmer/innen recht hoch eingeschätzt wurde, war es sehr wichtig, diese auch ganz praktisch zu erproben. Die Übung vermittelte allmählich mehr Zuversicht, vor allem aber machten viele die Erfahrung, dass mehrere Sichtweisen – sowohl bei der Beschreibung als auch bei der Interpretation – keineswegs Beliebigkeit bedeuten, sondern neue Betrachtungsmöglichkeiten eröffnen, die einen selbst weiterführen. Außerdem entwickelt man mit der Zeit ein Gefühl dafür, wann das Erfragen möglich und sinnvoll ist. Es sollte nicht zum Ratespiel entarten.

Einige Beispiele sollen hierzu vorgestellt werden.

Am Beispiel St. Severin, Köln

Die Kölner Kirche St. Severin verfügt u. a. über ein sehr berühmtes Kruzifix (wie übrigens auch viele andere Kirchen), das Christus als leidvoll Gestorbenen darstellt, mit ausgezehrttem Körper, der mit Wunden übersät ist,

einem verzerrten Gesicht und mit vom Hängen am Kreuz, das ein Gabelkreuz ist, völlig überdehnten Armen. Diese Beschreibung wird man übereinstimmend von allen Betrachtern erhalten. Auch in der Bewertung als Darstellung von Leiden und Tod Christi wird man Übereinkunft erzielen, wenn man danach fragt. Spannend wird es, wenn man weiterfragt, warum so etwas in der Kirche hängt, und dann noch als – Triumphkreuz.

Hier können durchaus verschiedene oder gar konträre Meinungen geäußert werden und ein sehr interessantes Gespräch entfachen. Die Lenkung kann dadurch erfolgen, dass man z. B. auf die mittelalterliche Diesseits- und Jenseitsvorstellung eingeht oder auf die Betonung des Menschseins Christi bis in den Tod und dadurch auf die Datierung (1. Hälfte 14. Jh.) oder sogar auf die räumliche Situation und den liturgischen Ort zu sprechen kommt, weil es nämlich „hinter“ dem Tod am Kreuz weitergeht, denn dort erstreckt sich der erhöhte Chorraum der Kirche. Und so gerät man in die mittelalterliche Raum- und Altardisposition und kann diesen neuen Raum erschließen.

Wir bleiben in St. Severin in Köln und gehen in die Krypta.

Mit einer Gruppe kann man diesen Raum durchschreiten und dann fragen, welche Veränderungen in der Gestaltung des Raumes aufgefallen sind, vielleicht sogar, wie man sich in dem Raum fühlt (dadurch schützt man sich selbst und die Schüchternen vor den kunsthistorisch Vorgebildeten). Ein Gefühl der Weite und Großzügigkeit wird meist geäußert, die eine Steigerung erfährt, je näher man zum Altarraum geht. Der Bereich in Altarnähe ist höher, luftiger, reicher verziert, festlicher, ... und wirkt auf die meisten weiter, obwohl er tatsächlich schmaler ist als der westlich gelegene Raum. Als Begründung wird spekuliert, dass es sich um eine zeitliche Entwicklung handelt (z. B. Bauphasen; dies ist nachweisbar) oder um eine Betonung, eine Aufwertung dieses Raumteils (was nicht auszuschließen ist). Jetzt kann die Sensibilität für Einzelformen geweckt werden, indem man den Unterschied zwischen gera-

den, massiv-gedrungenen, geschlossenen glatten Formen einerseits und runden plastisch geformten, ein- und ausschwingenden Formen andererseits vergleicht z. B. bei Pfeilern mit Kämpferplatten bzw. Säulen mit Kelchblatt-Kapitellen oder niedrigen Kreuzgratgewölben und gebusten Kreuzrippengewölben oder glatten, massiven, ungegliederten Wänden und mehrfach gestuften ein- und ausschwingenden, durch Bögen und Säulenstellung gegliederten Wänden und Nischen. Hier werden kunsthistorische Schlagworte von „Zweischaligkeit der Wand“ oder Stilunterscheidungen in Hoch- und Spätromanik anschaulich. Außerdem vermag sich ein zeitgemäßes Raumgefühl zu vermitteln und reicht von der Strenge und Würde einfacher Formen und dem Schutzgefühl, das eine starke Mauer ausstrahlt, bis hin zur überschwänglichen Formenvielfalt, festlichem Schmuck und einem fließenden Ineinandergreifen von Räumen und Grenzen. Bei solchen Betrachtungen wird ein „Stückchen Mittelalter“ greifbar und nebenbei lernt man etwas über Baustile, technische Entwicklung (z. B. Statik), und Baudatierung, vielleicht sogar über liturgische oder geistesgeschichtliche bzw. theologische Hintergründe.

Es kann auch genügen, kurz nach den Assoziationen bei Kreis und Quadrat (runde und kantige Formen wie z. B. Säulen und Pfeiler) oder am Beispiel des Fußbodenmosaiks in St. Severin zu fragen und daran die Form- und Zahlensymbolik (1, 4, Kosmos, Gott, Welt, Irdisches, all-umfassend, begrenzend) anschaulich zu erläutern und auf Raumsituationen (wie oben dargestellt) zu übertragen.

Besonders ergiebig kann ein Gespräch über den/die Kirchenpatron/in sein.

Am Beispiel einer figürlichen oder gemalten Darstellung oder vor einer Reliquie können vielfältige Aspekte gesammelt werden.

Die Frage nach der eigenen Definition von „Heiligen“ an die Teilnehmer kann dieses Gespräch eröffnen, Hier kann man aktuelle und mittelalterliche Bedeutung vergleichen, die liturgische Situation erläutern (Grablage, Reliquienschrein, Altarbild), die Heiligenvita erzählen, auf besondere Raumgestaltungen

oder Wege im Kirchenraum hinweisen (Chorumgang, Krypta, Ausmalung, Erhöhung durch Stufen oder Säulen etc.) Wichtig ist auch hier, dass das Gesagte unmittelbar mit dem Sichtbaren zusammenfällt (und nicht auf etwas jetzt oder hier nicht zu Sehendes verwiesen wird)!

Die Kirchen vor Ort

Bei diesen Beispielen, und besonders beim letzten wird klar, dass vieles übertragbar ist auf weniger berühmte Kirchen. Vielen SeminarteilnehmerInnen lag ja die „Kirche vor Ort“ am Herzen. Aber diese Kirchen haben noch weitere Qualitäten (die bei den berühmten manchmal in den Hintergrund treten): Sie sind Gemeindezentrum, Ort der Begegnung, Zeugnis christlicher Botschaft und regionaler Traditionen.

Diese ganz wesentliche Bedeutung als sakraler Ort bedarf einer besonderen Behandlung im Rahmen einer Führung. Ein Schwerpunkt kann z. B. auf die Gestaltung der liturgischen Orte (Altarraum, Taufe) gelegt werden und dabei können die Sakramente erklärt werden. Oft gibt es im Kirchenraum Ausstattungsstücke oder Bemalung etc., die zur Veranschaulichung herangezogen werden können. Ein besonderes Heiligen-, Marien- oder sogar Wallfahrtsbild kann etwas über die regionale Verehrung (Tradition) erzählen lassen. Erkennbare Veränderungen z. B. der Altarsituation, der Bestuhlung etc. kann vom Gemeinde- und/oder Pastorenwirken künden. Schließlich ist oft schon die städtebauliche Lage der Kirche und die Gestaltung des Eingangszone und der Fassade ein beredtes Zeugnis für die Situation der Kirche in der Gemeinde (in jedem Sinne des Wortes!). Erfreulicherweise wurde diesem Punkt in vielen Seminarführungen Rechnung getragen. Hier fiel auch das Fragen leichter, denn es ist wenig verfänglich darüber zu sprechen, ob der Zugang zur Kirche einladend oder abwehrend oder beengt/schutzbietend gestaltet ist; ob die Kirche leicht zu finden ist, herausragende oder auffällige Merkmale trägt etc.

Außerdem hat man gleich zu Beginn die Gelegenheit, einen Dialog zu eröffnen. Dann fällt es auch im weiteren Verlauf der Führung leichter, wieder in die Frage-/Gesprächsform zurückzukehren, als wenn man schon 1 Stunde lang einen Monolog erhalten hat.

Eine ganz besondere Art der Führung, die fast wohl nur auf Gemeindeebene möglich sein kann (und natürlich im Seminar) war die, mit mehreren Personen einen Teil der Kirchenführung zu teilen. Am Beispiel von Christi-Auferstehung in Köln-Lindenthal taten das drei Seminarteilnehmerinnen. Eine übernahm die Geschichte, d. h. die Baugeschichte, Angaben über den Architekten, über die stadthistorische Entwicklung, etc.

Eine andere eröffnete über Beschreibung oder Fragen die Sensibilisierung für besondere Raumeile, Ausstattungsstücke (z. B. Fenster), Gestaltungsmittel (Licht, Farbe, Formen) und gab dann, wenn Daten oder historische Hintergrundinformationen angebracht waren, an erstere zurück. Eine dritte bereicherte dann die „Raum- und Geschichtsbetrachtungen“ um lesend vorgetragene Zitate aus Briefen von Edith Stein, der in dieser Kirche eine Gedenkstätte eingerichtet ist. So kam noch ein sehr meditativer Aspekt hinzu, der keiner weiteren Interpretation bedurfte und insgesamt zu einem eindrucksvollen und gelungenen Führungsprojekt beitrug, bei dem sich jede der beteiligten Führerinnen auf den Vortragsstil konzentrieren konnte, der ihr am meisten entsprach. Und dies ist das Wichtigste an einer Führung: dass man den eigenen Stil nicht verzerrt, zugleich aber offen ist, etwas anderes auszuprobieren, kennen zu lernen und sich zu eigen machen.

Ein Ausblick – Kirchenführung als *pastoraler Zwischenraum*

Der Ausbildungskurs „...werden Steine sprechen“ hat in der beschriebenen Weise versucht, Kirchenführungen als *pastorale Zwischenräume* (M. N. Ebertz) zu entdecken.

Unter dem Titel *Kirchenpädagogik* ist eine Projektdokumentation mittlerweile in überarbeiteter Form verschriftlicht worden, in der über Hinweise zu den einzelnen Baustilepochen und die Beiträge der ReferentInnen hinaus weitere Quellentexte zusammengeführt sind.² Erweitert wurde die 2. Auflage einerseits im *pädagogischen* Teil (6.) durch eine Reflexion des kirchenpädagogischen Ansatzes, eine umfangreiche Literaturliste³ und insbesondere durch zahlreiche Kirchenführerfaltblätter, die ebenfalls in der zuvor beschriebenen praktischen Ausbildung in den verschiedenen Regionalgruppen entstanden sind und je für sich einen individuellen pädagogischen Zugang zu einzelnen Kirchen ermöglichen. Auf Zukunft hin wäre es zu wünschen, für möglichst viele Kirchen solcherart schriftliche *Kurzführer* zu erarbeiten. Als Angebot auf dem Schriftenstand für die vielen namenlosen Kurzbesucher der Kirchen oder als *Handout* für eine ausdrücklich geplante Kirchenführung sind sie ein kleines aber wichtiges Ergebnis und Zeichen eines neuansetzenden Interesses für die Kirchen *vor Ort* – wie die Kirchenführungen selbst ein *pastoraler Zwischenraum* für Menschen unterschiedlichster Sozial- und Erlebnismilieus.

Anmerkungen:

- ¹ Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main 1992.
- ² Holger Dörnemann: Kirchenpädagogik – Kirchen als religionspädagogische Lernorte (Hg. vom Bildungswerk der Erzdiözese Köln). Köln 2001.
- ³ Aus den Empfehlungen sind aktuell herauszuheben: Roland Degen/Inge Hansen: Lernort Kirchenraum. Erfahrungen – Einsichten – Anregungen. Münster, New York, München, Berlin 1998. Thomas Klie (Hg.): Der Religion Raum geben. Kirchenpädagogik und religiöses Lernen. Münster 1998. Margarete Luise Goecke-Seischab, Jörg Ohlemacher: Kirchen erkunden, Kirchen erschließen. Kevelaer 1998, 15–72. Zur schulischen Bedeutung des Themas vgl.: Friedrich Fischer: Kirchenpädagogik. Ein religionspädagogisches Teilgebiet etabliert sich, in: Bibel und Liturgie 74 (2001), 102–110.

Pontifex maximus?

Zur Ikonographie der Euronoten

Schon seit Dezember sind die Euromünzen im Umlauf und nun endlich seit dem 1. Januar 2002 sind auch die neuen Banknoten in aller Hände. Zweifelsfrei sind die sieben neuen Scheine schön anzuschauen und dem Wiener Grafiker Robert Kalina gebührt Respekt für die präzise Ausführung dieser kleinen Kunstwerke. Die Aussage ist klar und deutlich: Brückennotive, Fenster und geöffnete Tore. Unanfechtbar in ihrer vordergründigen Symbolik weisen die Euronoten auf ein geeintes Europa hin, das den Brückenschlag gewählt hat und die Tore offen hält – offen bleibt, ob auch für die, die sich zum Beitritt noch nicht durchringen konnten und die, die noch außen vor bleiben sollen.

Doch allzu oberflächlichen Symboliken sollte misstraut werden, gerade dann, wenn sie von jedermann zu verstehen sind.

Der Titel des Pontifex maximus, des Schutzherrn über alle Brücken, gebührte dem römischen Kaiser und wurde sinnverwandt übertragen auf den Bischof von Rom. Gleichsam als Hüter einer anvertrauten universalen Heilsbotschaft an die Menschheit wurde er als Garant der Einheit des Christentums und als Brückenbauer einer Verkündigung in die Kulturen der Menschheit gesehen. Die Euronoten machen deutlich: Die Symbolik lebt fort – doch in der monetären Verknüpfung ist sie brisant und verführerisch.

Angesichts dieser Brücken ist zu fragen, was denn die Brücke tatsächlich ist und wer den hohen Anspruch dieses Symbols tatsächlich einzulösen vermag. Eine sinnenfällige Antwort liegt buchstäblich auf der Hand

– weckt doch nun das Geld selbst den Anschein, die Brücke zu sein. Der Euro als Brückenbauer, ein neuer Pontifex maximus in wirkmächtiger Präsenz, jenseits aller Weltanschauungen und Verwurzelungen.

Misstrauisch macht das Wissen, dass die sieben Brücken der Euronoten nicht wirklich existieren. Fernab nationaler Eitelkeiten sollte die bloße Typologie europäischer Epochen dargestellt werden. Doch bringt sich Europa gerade hierdurch um die Konkretion der eigenen Geschichte, die ikonographisch so sehr bemüht wird. Zitiert wird europäische Kultur im rückdatierten Ornament, doch nur als graphisches Konstrukt. Damit erscheint auch der Euro hinsichtlich seines Brückenanspruchs als eine Fiktion, da er einer Konkretion nicht standhält. Die Euronote als Kopfgeburt ohne menschliches Antlitz, ohne reale europäische Geschichte. Die aufsteigende Linie vom römischen Viadukt zur modernen Stahlkonstruktion, entsprechend der zugewiesenen Werte, zeigt die geheime Absicht. Die Funktion des Geldes ist als Inhalt gedeckt im Fortschritt, den es verheißt. Der Euro als Garant eines Fortschritts, einer Brücke zu beschleunigten globalen Märkten. Gestiftet werden soll eine kleinste gemeinsame Euroidentität, jedoch primär in merkantilen Koordinaten, fernab von ausstehenden europäischen Sozial- und Ethikkonventionen, in denen die Rechte zahlloser Modernisierungsverliererinnen und -verlierern noch verbindlich zu klären wären.

Misstrauen ist also angezeigt gegenüber dem Anschein des Euro, dem Geld als Brücke. Das gemeinsame Geld ist besiegelt mit der Brücke, doch garantiert ist lediglich seine ökonomische Funktion. Die religiösen Bezüge sind inhaltlich nicht gedeckt, die christliche Tradition des alten Kontinents wird als bloße Chiffre beerbt. Die Qualität der christlichen Wurzel Europas wird reduziert auf die Symbolik einer Verbindung, wobei – und dies ist stimmig – keine der Brücken zeigt, was wirklich durch sie verbunden wird. Das Eurogeld deckt sich offenkundig selbst, es ist sich selbst die Brücke und überbrückt offenkundig alles, wie

schließlich auch alles mit Geld zu verbinden ist.

Ein anderes Vertrauen zeigt dagegen das Verhalten Jesu im Umgang mit der Symbolik des Geldes. „Dem Kaiser was des Kaisers ist“ (vgl. Mk 11,17), lehrt uns Jesus von Nazaret. Es ist ein widerständiger und beharrlicher Zweifel dagegen, dass der hohe kaiserliche Anspruch gedeckt ist. Von Jesus können wir lernen, dass Gott hier und jetzt das Seinige stiftet und auch einfordert – auch gegen die Logik des Geldes. Die Brücke zu den Menschen hat Gott in Jesus Christus einzigartig gestiftet, doch sein Reich ist nicht von dieser Welt. So entlarvt die christliche Botschaft weltliche Macht als Hybris, wenn sie sich selbst an die Stelle göttlicher Autorität setzt.

Macht, Symbolik und Verführungskunst des Geldes bleiben kritisch zu hinterfragen. Die Brückenikonen geben den Anschein, im Geist der Begegnung und Völkerverständigung Europas zu stehen. Befördert wird in erster Linie aber der Geist des Ökonomismus, der grenzenlosen Märkte und unübersichtlichen Finanzströme, die zuallererst durch europäische Konventionen kontrolliert werden müssten. Brücken der Völkerverständigung können dagegen nur Männer und Frauen mit ihren Visionen und Traditionen prägen. An diesen ist Europa zum Glück sehr reich. Dem unverwechselbaren Angesicht und Eingedenken dieser Menschen und ihrer Werke gebührt der Platz und die Erinnerung, an deren Stelle nun die Fiktion steht. Die ökonomisch geleitete Konstruktion ist damit an die Stelle einer in Europa bislang christlich und humanistisch geprägten Konkretion getreten.

Leserbrief

Zu H.-J. Lauter OFM: Selbstauf- lösung des Protestantismus? (Heft 10/2001, S. 316)

Lieber Hermann-Josef, gerade weil ich Deinen kritischen Blick auf die theologischen Entwicklungen seit vielen Jahren schätze und Deine Bewertungen in aller Regel teilen oder zumindest verstehen kann, will und muss ich Deinem jüngsten Artikel „Selbstauflösung des Protestantismus?“ heftig widersprechen. Zur Situation: Die aktuelle Theologie ist damit befasst, die christliche Tradition im heutigen Kontext zu verstehen und verständlich zu machen. Das war schon immer ihre Aufgabe. Und schon immer standen Theologen, die dabei neue Wege gingen, oft über lange Zeit unter Häresieverdacht. Das war beim heiligen Thomas nicht anders als bei Karl Rahner. Was heute neu ist: Immer häufiger treten Theologen und Seelsorger auf, denen es ausdrücklich nicht mehr darum geht, die Tradition neu zu verstehen. Sie verabschieden stattdessen die Tradition und setzen Eigenes an deren Stelle. Der von Dir erwähnte Pfarrer mag ein weiteres Beispiel dafür sein, das Kritik verdient. So weit bin ich mit Dir völlig einig.

Unpassend und unberechtigt ist es aber m. E., dieses Problem nun kontroverstheologisch zu wenden. Denn es findet sich wahrhaftig nicht nur, nicht einmal verstärkt im protestantischen Raum. Was angesichts der beschriebenen Situation droht, ist nicht die „Selbstauflösung des Protestantismus“, sondern die „Selbstauflösung des Christentums“. Ihr zu wehren, wird uns nur in einer gemeinsamen ökumenischen Anstrengung gelingen, für die Dein Artikel (mehr im Titel als im Text) ein überflüssiger und deshalb ärgerlicher Stolperstein sein könnte.

In unveränderter theologischer Verbundenheit

Dein Michael Bongardt
Prof. Dr. Michael Bongardt, 10827 Berlin

Literaturdienst

Hubert Frankemölle (Hg.): Christen und Juden gemeinsam ins dritte Jahrtausend. „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“. Bonifatius Verlag, Paderborn 2000. ca. 220 S.; 26,80 DM.

Das für die Bürger jüdischen Glaubens 5761 erschienene Buch ist eine von vielen Seiten gewünschte Zusammenstellung der Vorträge, die im Rahmen einer Veranstaltungsreihe der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Paderborn in den Monaten Mai bis Juli 2000 gehalten wurden

Der aktuelle Anlass für diese Vortragsreihe waren die großen Erwartungen an päpstliche und vatikanische Äußerungen zur Jahrtausendwende. Dazu: die nicht nur von jüdischer Seite geäußerte Kritik auf das vatikanische Dokument „Wir erinnern: Eine Reflexion über die Shoah vom 16. März 1998“; das Schuldbekennnis des Papstes am 12. März 2000; der beeindruckende Besuch des Papstes in Israel.

In diesen Beiträgen kommt der jahrtausendalte Antijudaismus in Wort und Schrift, in der Musik und bildenden Kunst der christlichen Denominationen und damit auch der Judenhass der Nazis zur Sprache. Die durch die Shoah hervorgerufene Erschütterung bewirkt eine längst überfällige christliche Rückbesinnung auf die Wurzeln in Israel. Die Beitragsammlung zeigt Möglichkeiten und Schritte in diesem Umkehr- und Besinnungsprozess auf, versucht Ansätze und Wege für ein friedliches Miteinander in gegenseitiger Achtung und Wertschätzung im dritten Jahrtausend.

Die Autoren der einzelnen Beiträge sind namhafte und kompetente Kenner des christlich-jüdischen Dialogs. Dr. Hubert Frankemölle, der Herausgeber und Mitautor, ist Professor für Exegese des Zweiten Testaments im Fach Katholische Theologie an der Universität Paderborn. 1987 gründete er die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Paderborn und ist seither deren geschäftsführender Vorsitzender. Seine beiden Beiträge:

1. *Für eine neue Lektüre der Bibel. Antijudaismus im Matthäus-Evangelium* (und in der Matthäus-Passion von J. S. Bach?)
2. *Christen und Juden. Gemeinsam ins dritte Jahrtausend? Thesen und Impulse.*

Weitere Beiträge sind:

- *Mit einem Tumor im Gedächtnis* (Hans-Hermann Henrix)
- *Schritte zur Erneuerung der Beziehungen von Juden und Christen in evangelischer Sicht.* (Martin Stöhr)

- *Die Rolle des Vatikans in der NS-Zeit* (Martin Greschat)
- *Bilder des Missverstehens* (Rainer Kampling)
- *Antijudaismus in der geistlichen Musik?* (Meinrad Walter)
- *Elemente einer nichtantijudaistischen Christologie.* (Wilhelm Breuning)
- *Christologie ohne Antijudaismus?* (Simon Lauer)
- *Universalismus im Judentum* (Tovia Ben-Chorin)

Zum Thema *Möglichkeiten und Grenzen im christlich-jüdischen Verhältnis* äußern sich Teilnehmer des Podiumsgesprächs am 05. 06. 2000. In seiner Erklärung bekennt sich Kardinal Johannes-Joachim Degenhardt u.a. zu der Auffassung: „Antisemitismus ist ein Erbe der heidnischen Welt, aber im christlichen Kontext ist er häufig verstärkt worden durch pseudotheologische Argumente.“ Er sagt ausdrücklich: „Jeder katholische Christ sollte Achtung haben vor den Juden, ganz gleich, in welcher Art sie ihr Judentum leben. Wir wollen versuchen, Juden zu verstehen, so wie sie sich selbst verstehen, statt sie nach unserer Art des Denkens zu beurteilen.“

In der spontanen Antwort von Dr. Henry Brandt, Landesrabbiner von Westfalen-Lippe heißt es zuletzt: „Wir müssen die Spannungen so aushalten, dass sie nicht zu Ablehnung, Gehässigkeit, Besserwissererei und Triumphalismus führen. Das ist – glaube ich – die Aufgabe für das nächste Jahrtausend.“ Ähnlich äußert sich Manfred Sorg, seit 1996 Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Im Anhang findet sich die am 16. 2. 2000 vor der Knesset in Jerusalem gehaltene Ansprache von Bundespräsident Johannes Rau.

Diese Publikation ist ein unentbehrliches Buch für Frauen und Männer in den jüdischen und christlichen Gemeinden, für Lehrerinnen und Lehrer, für Dozentinnen und Dozenten sowie für alle Verantwortungsträger in Staat und Gesellschaft, die in besonderer Weise für das Gemeinwohl Sorge tragen müssen. Sie bringt glücklicherweise die Sprache auf zukünftige, konkrete Aufgaben bis hin zu religiösen Gemeinschaftsfeiern, deren Fundament natürlich die hebräische Bibel, das Erste Testament mit seinen Propheten und Psalmen ist. Sie kann viele anregen, Täter des Wortes und damit glaubwürdiger zu werden, besonders „in solidarischer Weggemeinschaft von Juden und Christen“.

Julian Thouet

Markus Roentgen: 52 Wochen ein ganzer Mann. Zugänge zur männlichen Lebensmitte. Aschendorff, Münster 2001. 216 S.; 19,80 DM.

Praktische Ratgeber für alle Lebenslagen bestimmen den Buchmarkt rund um das Thema Mann. Diese Bücher versprechen in aller Regel, Leistung zu optimieren, Karriereschritte anzuge-

hen und Entspannung zu finden in einem Wellnessbewusstsein. Das Buch von Markus Roentgen findet in dieser thematischen Nachbarschaft keinen Platz, denn es durchbricht die plausible Logik, die die Gesellschaft den Männern bereitet. Diese Durchbrechung allzu vertrauter Männerbilder erreicht der Autor nicht durch esoterische Abgewandtheit von der Konkretion des Lebens, sondern gerade durch die hautnahe Hinwendung zum Leben. Dies macht das Buch sehr lesenswert und erfrischend anders.

Der Autor, Referent für Männerarbeit und Männerseelsorge im Erzbistum Köln, bietet in 52 Leseeinheiten ein vielgestaltiges Panorama männlicher Lebensthemen und seelischer Bewegungen, das vor keinem Thema halt macht. Scheinbar alltägliche Themen wie Männerkleidung und Sport, kommen neben „schwerer Kost“ wie Partnerschaft, Sucht, Einsamkeit, Angst, Sexualität etc. vor. Dabei sind es die Männer selbst, die diese Themen als ihr Leben bearbeiten und zu Wort kommen. Unvermittelt wird der Leser hineingenommen in die Auf- und Abbrüche, die sich z. B. bei Scheidung oder Arbeitslosigkeit als Infragestellungen des Lebens ergeben. Vatersein, Singlesein, Krankwerden, Alter und Tod werden in kurzen Texten gleichsam als Miniaturen vorgestellt, wobei in der Miniatur die ganze Fragwürdigkeit des Lebens aufgerufen wird. Der Leser selbst wird aus seiner Lebenslage und Biographie heraus die Texte finden, die ihm seelenverwandt sind und seine eigene Lebensmitte betreffen. Er wird in den Miniaturen sich selbst und seinen Nachbarn, seinen Freund oder Konkurrenten entdecken. Diese Entdeckungen werden möglich durch die Einbeziehung des Lesers in den inneren Dialog der vorgestellten Männer, in ihre Sehnsüchte, Hoffnungen, Verspieltheiten und teils schmerzlich entlarvten Begrenztheiten.

Eine stille Atmosphäre der Traurigkeit, die aus der offenkundigen Fragilität des realen Lebens von Männern resultiert, gibt dem Buch einen Beigeschmack, der unruhig macht. Nur wenige der Einblicke in die männliche Lebensmitte sind m. E. von einer mehrheitlich positiven Melodie des Mannseins geprägt. Dieser Umstand spricht weniger gegen das Buch als gegen die Realität der Lebensumstände von Männern. Positive Perspektiven und Aufbrüche gibt es zur Genüge, doch sind sie bestimmt von den Vorzeichen der tristen Selbstverständlichkeit einer männlich geprägten Leistungsgesellschaft, die auch Männer als Beschädigte zurücklässt. Insofern ist das Buch bei aller Intimität und Privatheit der Zugänge ein politisches Buch, weil es von den Umständen zeugt, die Männer in die Beschädigung und Entfremdung drängen.

Die Sprache verdient eine besondere Berücksichtigung. Die meisten der Miniaturen sind Beschreibungen von Männern im Erzählstil, sie bleiben bis auf zwei Ausnahmen (Nr. 21 u. 28)

namenlos. Hierdurch gewinnen die „Er“-Figuren eine durchgehende Präsenz in literarischer Dichte, die den Leser zur Selbstidentifikation und Auseinandersetzung einladen. Ein literarisches Niveau der meisten Texte macht das Lesen, trotz der angezielten und meist erreichten Alltagssprache, anspruchsvoll, zumal dann, wenn durch die sparsam und stimmig eingeflochtenen Bezüge zur Philosophie, Theologie, Musik und Literatur aus den Texten kleine sprachliche Kunstwerke werden. Die lyrischen Einlassungen des Autors (Nr. 10, 12, 14, 22, 27, 36, 42, 44, 49) unterbrechen den Erzählstil, sind sprachlich wohlthuend karg und schön, und rühren die Fragen des Lebens auf ihre eigene Weise an.

Beachtung verdient auch die Dimension der Spiritualität, die in den behutsamen Erzähltexten implizit anklingt als Suche und Sehnsucht nach dem wirklichen Leben als Mann. Die spirituelle Dimension wird in vielen Bezügen auch unmittelbar ins Wort gehoben. Zahlreiche biblische Texte finden so unerwartete Auftritte und verbinden sich mit dem Leben der Männer als Bestärkung und Ermutigung, als Oase des Rückzugs, als Anstiftung zum entschiedenen Mann- und Christsein. Zum Gebet, zum Stehen vor Gott, wird in einfühlsamer Weise und fast beiläufig ein Zugang eröffnet, da das Selbst-hören und das Gott-Hören in einer tiefen Verschränkung ernst genommen werden. Entschiedene männliche Profile werden in Form der „Er“-Figuren ebenso unerwartet vorgestellt, es sind Männer Gottes (Jesus, Petrus und Andreas, Ignatius von Loyola und Philipp Neri sowie Nikolaus Gross), die nicht als verordnetes Vorbild, sondern von Mann zu Mann und in ihrer Bedeutung für das Hier und Jetzt zur Sprache gebracht werden.

Das Buch spricht unmittelbar an, auch wenn der Leser nur in den Kapiteln des Anfangs und in den letzten Teilen (Nr. 45 und 52) mit dem Autor als „Ich“ und in seiner Einschätzung des „Wir“ für das Kollektivum der Männer unmittelbar in Kontakt kommt. Kommentaren und Erläuterungen zu den vielen Männerperspektiven hätte er öfters Raum geben können, doch dann wäre es ein distanzierteres Buch geworden.

Auch wenn einzelne Texte mehr ansprechen als andere, wird man das Buch keinesfalls distanziiert lesen können und dies ist der besondere Gewinn dieser „Zugänge zur männlichen Lebensmitte“. Eine hilfreiche Selbstbegegnung ist damit unausweichlich. Das Buch ist somit als Herausforderung und Hilfe zu Aufbrüchen von Männern gedacht, die sich in ihrer Lebensmitte treffen lassen. Es bleibt zu wünschen, dass die eröffneten Zugänge einen möglichst großen Leserkreis finden.

Alfred Etheber

Unter uns

Auf ein Wort

Wenn Christen sich – was wohl unvermeidlich ist – Gedanken machen, wie sie sich mit ihrem Christusbekenntnis doch jegliche Überheblichkeit abschminken können, so finde ich im Wort Jesu in der Bergpredigt den archimedischen Punkt: „Nicht jeder, der zu mir sagt ‚Herr! Herr!‘, wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel erfüllt“ (Mt 7,21; vgl. auch Mt 25,31-46). Das ist nun wirklich eine nichtantijüdische Christologie. Aber als eine heutige Christologie von Christen dürfen ihre Vertreter auch hoffen, dass einmal offenbar werden wird, was alle, die je den Willen des Vaters erfüllt haben, dabei dem Sohn verdanken.

Wilhelm Breuning

in: H. Frankemölle (Hrsg.) Christen und Juden gemeinsam ins dritte Jahrtausend, 198.

Beförderung

Vielen ist es in der Gemeinde schon aufgefallen: Auch der Pastor braucht seit einiger Zeit zum Lesen eine Brille.

Als ich vor kurzem während der Familienmesse an das Ambo trat zum Verlesen des Evangeliums, rief der kleine Jonathan plötzlich: „Papa guck mal, jetzt hat der liebe Gott eine Brille!“

Pfr. Dr. Wilfried Evertz, Bonn

Traurige Erkenntnis

Eine Oma aus unserer Gemeinde besucht mit ihren beiden Enkelinnen (5 und 3 Jahre alt) die Familienmesse am Sonntag. Die beiden Mädchen sind regelmäßig in unserer Familienmesse, auch mit ihren Eltern. Am letzten Sonntag erzählt mir die Oma folgen-

des kleine Gespräch, das während der Messe zwischen ihr und der dreijährigen Enkelin stattgefunden hat:

„Oma, ich werde auch mal ein Herr Pastor Bußmann!“ – Nach einer kurzen Pause fügt sie an: „Aber ich kann es ja nicht, weil ich kein Mann bin!“

Pfr. Klaus Bußmann, Köln-Neubrück

Kindermund

Familienmesse am Pfingstsonntag. Der Pfarrer spricht schon in seiner Einführung davon und vertieft dann nachdrücklich in der Predigt, dass der Heilige Geist nicht nur damals zu den Menschen nach Jerusalem gekommen sei, sondern auch hier und heute zu uns kommen will. Als zur Wandlung die Ministranten mit ihren Schellen festlich klingeln, fragt die viereinhalbjährige Swenja laut vernehmlich: „Mama, kommt der Heilige Geist mit dem Fahrrad?“

Bernhard Riedl, Köln

Überall erreichbar

Ein Stellenbewerber hatte als kirchliche Referenz einen ihm bekannten Geistlichen angegeben. Beim Versuch des Stellenausschreibers, den Genannten telefonisch zu erreichen, stieß er zunächst auf den Anrufbeantworter, der aber die Handynummer mitteilte. Nach der Wahl dieser Nummer dauerte es lange Zeit, bis sich der Geistliche meldete. Dann folgender Dialog: „... darf ich Sie einen Augenblick in Anspruch nehmen?“ „Im Augenblick ist es ungünstig. Ich stehe gerade in Santa Maria Maggiore am Altar und bin bei der Gabenbereitung.“

Dr. Gunther Fleischer, Köln